



# Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung  
Jahrgang 1                      Dezember 1938                      Heft 10





Paul Abramowski

## „Lassen Sie uns, uns nicht vergessen!“

Chodowiecki und Menzel, zwei deutsche Meister des Ostens

Seine ehrfürchtige Reverenz dem großen Vorgänger Chodowiecki gegenüber hat Adolf Menzel, sein künstlerischer Nachfahre, nicht besser zum Ausdruck bringen können, als daß er ihn, den er nie gekannt und der längst den wohlverdienten Schlaf auf dem Friedhof vor dem Oranienburger Tor in Berlin schief, im Bilde auferstehen ließ. Eine zarte Huldigung an den geschätzten Mann, der als einer der wenigen der deutschen Muse im preussischen Berlin Friedrich des Großen mit letzter Hingabe wieder eine Stätte bereitet hatte! Mit seinem scharf ausgeprägten Instinkt für alles Historische, mit seiner besonderen Vorliebe für das fridericianische Zeitalter, war es Menzel ein Leichtes, die ganze Bedeutung seines künstlerischen Vorfahren, der, gleich ihm, der Welt am liebsten mit Stift und Stichel zu Leibe rückte, zu erfassen.

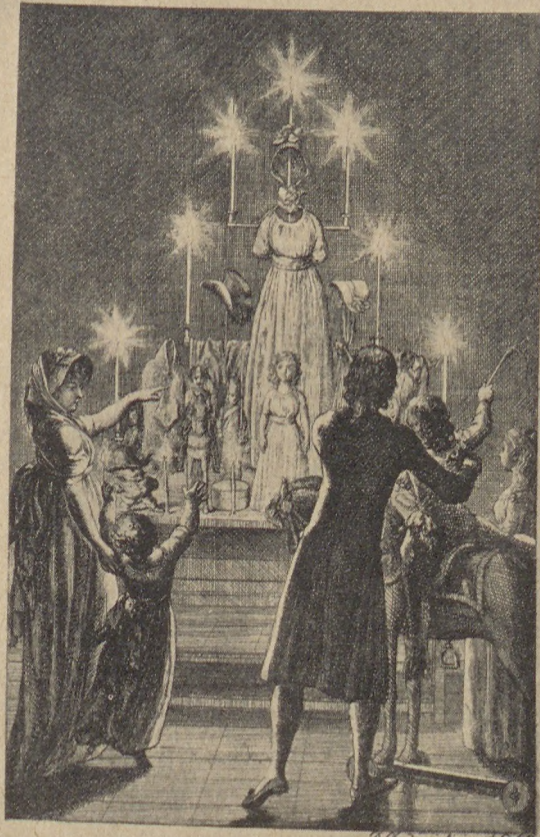
Wir kennen beide, den Danziger Chodowiecki und den Breslauer Menzel, aus ihrem Lebenswerk und dem Schatz hinterlassener Briefe und Aufzeichnungen gut genug, um zu wissen, daß die Verehrung des nachgeborenen Menzel nicht allein auf einer historisch bedingten Einstellung beruhte. Nein, hier sprechen innere Vorgänge mit, die ihm Chodowiecki, der bewußt den entscheidenden Schritt aus der sterbenden Welt des Rokoko über den „Zopf“ noch ins 19. Jahrhundert hineingetan, der die Aufklärung als Beginn einer neuen Epoche wirklich erlebt und gestaltet hatte, besonders nahebrachte. Eine Wahlverwandtschaft verband ihn mit dem Meister und Erneuerer der Akademie, mit dem Menschen und Arbeiter Chodowiecki, deren vielverzweigte Wurzel aus dem Erdreich parallel aus-

gerichteter Weltanschauungen ihre fruchtbaren Kräfte zog.

Das hinterlassene Werk dieser beiden genügt allein, um diese Wahlverwandtschaft zu begründen, und ermangelt auch nicht jener scheinbaren „Zufälligkeiten“, die ihm geradezu eine schicksalmäßige Bedeutung geben. Ist nicht die Beschäftigung mit der Person des großen Königs, die für Chodowiecki als zeitgenössischen Beobachter und Gestalter nahelag, für Menzel durch den Auftrag, den Kugler zu illustrieren, zum stärksten Bindeglied zwischen ihnen geworden? Mit dem Studium der Chodowieckischen Blätter auf Friedrich den Großen, die mit „Friedrich d. Gr. zu Pferde“ ganz früh begannen und später durch die „Wachparade“ und andere fortgeführt werden, setzt die Annäherung Menzels an Chodowiecki überhaupt ein. Und das war gewiß nicht nur ein gegenständliches Studium, wie er es an den toten Requisiten des kgl. Montierungs-Depots mit größter Gewissenhaftigkeit betrieb, um den Sachen die „Authenticität“ zu geben. Aus jenen lebendigen Blättern voller Geist und Haltung, konzentriert bis ins Letzte, da strömte ihm vielmehr das Leben selber entgegen. Das Leben eines preussischen Königs und seiner Zeit, von dem er nun nicht mehr loskommen sollte!

Beide, Chodowiecki und Menzel, haben zeitlebens aus ihrem preussischen Herzen kein Hehl gemacht. Doch war die Liebe zum Preusentum der fridericianischen Zeit nur der Kristallisationskern, um den sich die vielfältige Empfindungswelt des Deutschen legte. Diese aber schwang in einem ebenso kraftvollen wie schlichten Rhythmus von bewunderwürdiger Stetigkeit. Die Nuancen, ja auch die zu-





*Neuweiches Fäst am Weibnachts Abend.*

Daniel Chodowiecki  
 Illustration zu Lang's Almanach  
 Radierung 1797

weilen gegensätzlich erscheinenden Seiten ihres Wesens, von dem vieles auf das Konto der Zeit geht, werden immer deutlich zutage treten. Entscheidend bleibt das Gemeinsame im Empfinden und ihre Stellung zur Umwelt, in der sie lebten.

Es liegt ebensosehr in der Eigenart als in dem ans Gigantische grenzenden Umfang ihres Lebenswerkes, daß mit den

Männern, die es schufen, zugleich die Frage nach ihrem menschlichen Empfinden fast ganz zurücktritt. Wie aufschlußreich aber ist es, einmal solche Werke nebeneinander zu stellen, die scheinbar abseits vom großen „Programm“ liegen, und die in ihrer Entrücktheit zu seelischen Offenbarungen ihrer Schöpfer werden. Ist es Zufall, daß etwa das mit bezwin-





Daniel Chodowiecki  
 Illustration zum „Weihnachtsgeschenk“  
 Radierung 1776

gender Schlichtheit komponierte Werther-Zimmer Chodowieckis, das die Tragödie eben nur ahnen läßt, oder die wundervolle Begegnung zu „Hermann und Dorothea“, um die bereits der zarte Hauch aufbrechender Romantik weht, zu den schönsten Blättern des Meisters zählen? Sollte es Zufall sein, daß etwa das herrlich gemalte Balkonzimmer Menzels von

1845 oder das „Künstlerzimmer in der Ritterstraße“ in ihrer beschaulichen Stille von Kennern der Kunst so hoch geschätzt werden? Es ist kein Zufall! Denn diese Blätter und Bilder sind in ihrer ganzen unaufdringlichen Schlichtheit, die sich mit überragender Gestaltungskraft paart, und in ihrer Verinnerlichung verwandte Monologe zweier Deutscher, die unbeobachtet



vor sich hinsprechen, wie es ihnen ums Herz war. So nahe sie einander in ihrem Stimmungsgehalt stehen, der dem manchen Unvollendeten (Kersting!) um die Jahrhundertwende gleicht, sind sie zugleich Bekenntnisse deutscher Kunst von überzeitlichem Wert. Es lebt in ihnen eine „Wahrheit und Wirklichkeit“, die unbewußt höher steht als jene kühle Doctrin, nach der Aufklärung und Realismus riefen, und der auch diese beiden sich unterordneten.

Sie haben beide diese Unterordnung vollzogen als Kämpfer in der vordersten Front, ohne es wohl jemals zu ahnen, daß ihre ostdeutsche Herkunft sie zum Vorstoß und zum beharrlichen Kampfe prädestinierte! Vielleicht lebte in Menzel die Erkenntnis, dem Kämpfer Daniel Chodowiecki als Schaffender des Überganges ein später Kamerad zu sein, vielleicht ahnte er sogar, daß er als unermüdlicher Durchdringer des Lebens auf seinen Schultern stand. Hat er im Grunde genommen nicht fortgesetzt, was jener begann? Bescheiden und voller lebenswürdiger Grazie hat Chodowiecki die Natur als seine einzige Lehrerin, seine Führerin und Wohltäterin gepriesen. „Wo ich sie finde, werse ich ihr einen Kuß, wenn es auch nur in Gedanken ist, zu: dem reizenden Mädchen, dem prächtigen Pferde, der herrlichen Eiche, dem Strauche, dem Bauernhause, dem Palaste, der Abendsonne und dem Mondlicht — alles ist mir willkommen und mein Herz und Griffel mußten ihm entgegen!“ Tatsächlich richtete sich sein Streben unermüdlich auf die unverfälschte Darstellung der Natur und darüber hinaus bewußt gegen die Annatur der Zeit und jede „Affektation“, ein Grundsatz, dem er ja in zahlreichen Gegenüberstellungen sinnfällige Gestalt verliehen hat. Und Menzel? „Wir haben genug zu tun, um uns durch den alten Sauerteig durchzuheizen; unser Ist das Steigen, das Hinaufkommen wird den folgenden verbleiben.“ (1836) Das ist eine kurze und bündige Auskunft, aber ein Bekenntnis zugleich zu den werdenden Tatsachen, ein Bekenntnis, aus dem die ganz persönliche Forderung an sich selbst herausleuchtet, an diesem „Steigen“ mitzuwirken, ohne nach links und nach rechts zu blicken.

Zeichnungen von unerhörter Zartheit, immer vor der Natur entstanden, begleiten den Weg des langsam sich Vortastenden. Aber erst zehn Jahre später ist es ihm vergönnt, die ersten Bilder zu malen. Sie sind Bergegenwärtigungen der Natur von unerreichter Wirklichkeitsnähe und Lebensfülle.

Menzel war Fanatiker der Arbeit aus letzter Hingabe an das Werk. Aus dieser Hingabe floß ihm nicht allein der Erfolg, sie ist ihm zugleich der tragende Grund, man darf wohl sagen, aller seiner Erkenntnisse und seiner Lebensenergien gewesen. Alles, was zu ihm wollte, mußte in diesen ewig vibrierenden Raum, alles, was er selber ersehnte und suchte, was er ersand und verwarf, was er dachte und erlebte, vollzog sich auf dieser Plattform seines Daseins. Aus der Atmosphäre der Werkstatt schallt jubelnd sein Viktoria, als er aufatmend mit der letzten Zeichnung zum großen Friedrich-Werke fertig ist, aus ihr heraus unterhält er sich in kürzest bemessenen Werkpausen mit seinen Freunden und wirft ihnen brieflich seine Gedanken zu über die Fortschritte der Welt und der Kunst, in ihr ergrübelt er sich seine Auffassung vom Wert und Unwert des Zeitgeistes in Gegenwart und Vergangenheit.

In diesem Lebensraum begegnete ihm die Gestalt Chodowieckis als eines Gleichgearteten nach Herkunft und Natur. Sucher und Kämpfer, Entdecker und bis zu gewissem Grade Vollender, Verehrer preussischen Geistes, ostdeutscher Landsmann und nicht zuletzt Schicksalsgenosse in einer Lebensarbeit von fast erdrückendem Umfang — alles das in einem! Es ist wohl wert, auf die bis an die Grenze der Selbstverleugnung reichende Schaffenskraft hinzuweisen, die auch das Leben Chodowieckis erfüllt. „Sie wollen wissen, mein liebster Freund, wie ich bisher gelebt hatte, wie ein *Galereen-Sklave*; aber wie ein solcher, der seine Räder mit Lust bewegt . . .“, so hat er sich einmal zu diesem Thema geäußert.

In dieser Selbstentäußerung, die beide in gleichem Maße besaßen, liegt unzweifelhaft eine menschliche Größe, die aus Tragische streift. Menzel konnte darüber mit Selbstironie zur Tagesordnung

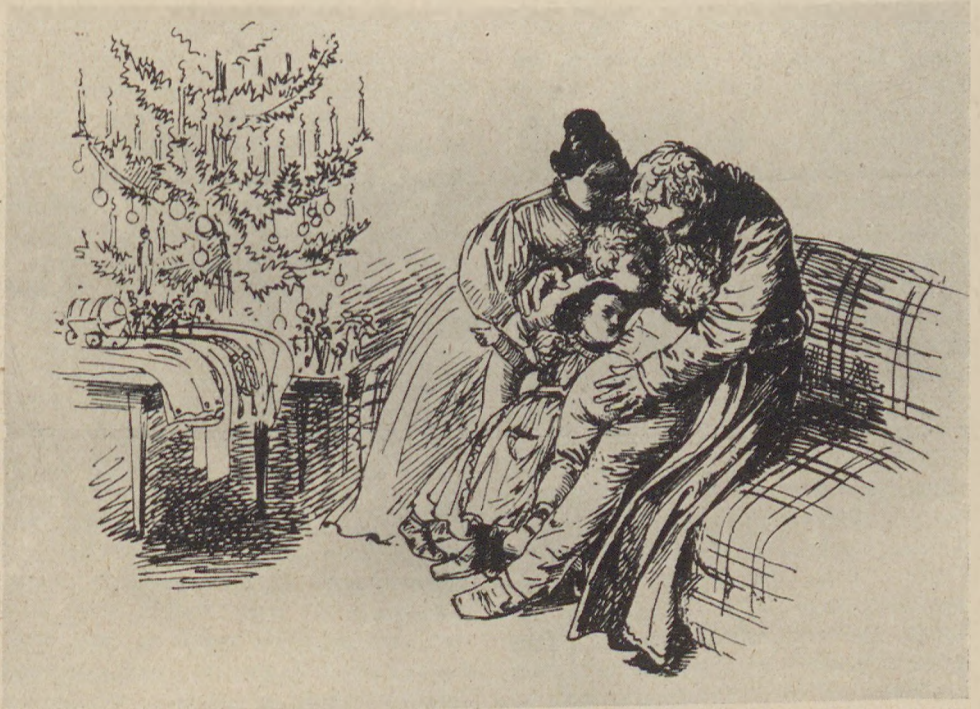


übergehen. Chodowiecki nicht. Gleichsam als Fürsprach aller derjenigen, die nach getaner Arbeit vom Schauplatz des Lebens abtreten müssen, um vergessen zu werden, fand er in stolzer Auflehnung gegen ein Geschick, das manchem Deutschen nicht erspart blieb, die vielsagenden Worte: „Lassen Sie uns, uns nicht vergessen!“

+

Die hier wiedergegebenen Blätter, deren Auswahl auf das Thema „Weihnachten“ abgestimmt ist, sind Beispiele für den vollendeten Chodowiecki und den werdenden Menzel vom Jahre 1836. Sie sind Gelegen-

heitsarbeiten im besten Sinne des Wortes, die auch kulturgeschichtlich besonderes Interesse beanspruchen. Selbstes Kokoko und strenger „Zopf“ stehen sich in den Radierungen Chodowieckis gegenüber, überstrahlt von den Kerzen der Weihnachtspyramide. Menzels Lithographie, die dem äußerst seltenen Kinderbuch „Der kleine Gesellschafter“ von Feige entnommen ist, zeigt als eine der ersten Darstellungen den Weihnachtsbaum. BildmäÙig gehört sie zu jenen frischen, lebensnahen Improvisationen, wie sie für den Illustrationsstil Menzels schon vor den Entwürfen zu Ruglers „Geschichte Friedrichs d. Gr.“ bezeichnend sind.



Adolph Menzel, Weihnachtsabend  
Illustration zu E. Feige „Der kleine Gesellschafter“  
Lithographie 1836



# Soziale Erneuerung des Deutschtums im Ausland

## Bauerntum und Mittelstand als Basis völkischer Selbsterhaltung

Die Geschichte der einzelnen volksdeutschen Siedlungsgebiete außerhalb der Grenzen des Reiches in Europa zeigt, daß ihre Entstehung auf oft sehr verschiedene Vorgänge innerhalb des deutschen Volkes zurückzuführen ist. Beweggründe ideeller Art wechseln mit solchen dynastischer und wirtschaftlicher ab. Während die Eroberung West- und Ostpreußens durch den Deutschen Orden von ideellen Beweggründen, nämlich der Kreuzzugs-idee, ihren Ausgang nahm, erhielt sie in der vorwiegend aus machtpolitischen und strategischen Gründen sich anschließender Eroberung der baltischen Provinzen ihre Ergänzung, ihren eigentlichen Gehalt als Bindung des deutschen Volkes an diese für Osteuropa so entscheidende und lebenswichtige Küste aber erst durch die wirtschaftliche Ergänzung seitens der deutschen Hanse und die zivilisatorische seitens des ebenfalls aus wirtschaftlichen Motiven hereingezogenen deutschen Bauern- und Handwerkertums. Eine ähnliche Verschiedenheit in den Ursachen, die zur Entstehung deutscher Siedlungsgebiete führten, ist in Polen festzustellen. Während das Deutschtum in den heute polnischen Westgebieten zum großen Teil eine autochthone Bevölkerung ist, deren Stärke höchstens nach den Stärke- und Schwächeperioden in der deutschen Geschichte verschieden war, sind die Siedlungen in dem ehemaligen Kongresspolen, insbesondere in der Weichselniederung, zum großen Teil auf einen ideellen Vorgang, die Auswanderung der Mennoniten aus der deutschen Heimat „um des Glaubens willen“, zurückzuführen, und die Stadtsiedlungen um Lodz auf einen rein wirtschaftlichen, nämlich die Neugründung der Webindustrie in Polen und die sich dabei bietenden guten Verdienstmöglichkeiten.

Einem geregelten organischen Vorgang des geschlossenen deutschen Volkskörpers

verdankt wiederum das Sudetendeutschtum sein Dasein. Diese seit jeher innerhalb der Grenzen des geschlossenen deutschen Volksbodens lebende Volksgruppe ist nicht durch verschiedene Auswanderungsvorgänge entstanden, sondern Ausdruck eines natürlichen Wachstums, der Erfüllung eines naturgegebenen Raumes, der Rückbesiedelung uralten, nur für vorübergehende Zeit aufgegebenen deutschen Lebensraumes. Der völkische Aufbau in den sudetendeutschen Gebieten ist denn auch nicht stoßweise in deutlich sichtbaren Etappen erfolgt, sondern stetig und organisch, im wesentlichen unabhängig von stärkeren inneren Bewegungen des deutschen Volkes. Aber schon bei den auf dem Gebiet der heutigen Tschechoslowakei gelegenen anderen deutschen Siedlungsgebieten, die als Inseln verstreut sind, ist es anders. Sie sind ebenso wie die übrigen deutschen Siedlungsgebiete auf dem Gebiet der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie in einem plötzlichen Schwung, aus dem Impuls eines Monarchen heraus entstanden, wiewohl dieser Impuls in seinen späteren historischen Auswirkungen sich auch meist als eine weise oder unbewußte, aber dennoch folgerichtige Voraushandlung in Erfüllung einer deutschen Sendung erwies. Nur noch die Geschichte des Deutschtums in Südtirol zeigt dieselben Erscheinungen, wie die des Sudetendeutschtums, nämlich eines Deutschtums, das in seinem Bestand einen organischen Teil des geschlossenen deutschen Volksbodens darstellt.

Diese Verschiedenheit in der Entstehung der einzelnen auslanddeutschen Siedlungsgruppen in Europa bedingte durch Jahrhunderte ihren verschiedenartigen sozialen Aufbau. Während das Deutschtum in den baltischen Ländern ausschließlich eine Oberschicht darstellte,



die sich noch in eine Ritterschaft mit Landbesitz und ein städtisches Patriziat teilte, gehörte das Deutschtum in den polnischen Gebieten auf dem Lande fast ausschließlich zum Bauernstand und in den Städten zum großen Teil zum handwerklichen Mittelstand, zeitweise allerdings auch zum Patriziat. Das Deutschtum in den sudetendeutschen Gebieten stellte auf seinen Gebieten alle Stände allein, da es sein Land mit niemandem teilte. In Siebenbürgen lebte das Deutschtum in einem ebenfalls in sich geschlossenen Siedlungsraum, der sich in Bauern- und Städtertum selbst ergänzte, während in den ungarischen Gebieten der Deutsche fast ausschließlich Bauer war und keine Möglichkeit hatte, als Deutscher in einen anderen Stand überzugehen. Die starken Spannungen, die sich aus diesen sozialen Verhältnissen ergaben, wurden oft noch durch die konfessionellen verschärft.

Die mit dem Kapitalismus seit Anfang des vorigen Jahrhunderts sich ausbreitende Internationalisierung der Welt übertünchte zunächst an vielen Stellen die vorhandenen inneren Risse in der Struktur der deutschen Volksgruppen im Ausland. Allerdings nur sehr oberflächlich und immer zum Schaden der nationalen Festigkeit der einzelnen Siedlungsgruppe. Gemeinsame wirtschaftliche Interessen konnten zwar das Deutschtum hier und da auf genossenschaftlicher Grundlage oder in Berufsverbänden zusammenbringen. Da aber dieses Zusammengehen letzten Endes die inneren Verschiedenheiten und Gegensätze unausgetragen ließ und sich ausschließlich auf das Gebiet der Wirtschaftsvorteile erstreckte, hatte es zur Folge, daß die nationale Gemeinschaft stark den Charakter einer materialistischen Zweckgemeinschaft erhielt und daß bei größeren gebotenen Vorteilen auf der fremdvölkischen Seite mit dem Anschluß an die fremdvölkische Wirtschaftseinrichtung auch vielfach das Nationalgefühl über Bord geworfen wurde. Alles Folgen einer entweder ganz oder doch in sehr weitem Maße fehlenden Erinnerung des Volkstumsgedankens.

Geradezu verheerend wirkte sich diese Einstellung aus, als im Laufe des vorigen Jahrhunderts das nationale Selbst-

bewußtsein in den Völkern immer mehr erstarbte und damit die Unduldsamkeit gegenüber fremdem Volkstum stieg, wie es vor allem in Ungarn, und später, besonders nach 1905, auch in Rußland zu beobachten war. Die Entdeuschung machte hier in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ganz außerordentlich schnelle Fortschritte, und ihr erster Schrittmacher war das materialistische Denken. Besonders erleichtert wurde in vielen Gebieten Europas dem Deutschtum der Übergang zu einem fremden Volkstum auch noch dadurch, daß die meisten nationalen Volksbewegungen an einer Assimilierung keinen Anstoß nahmen. Es genügte also beispielsweise sowohl in Ungarn wie in Rußland — beide Staaten heberbergten damals den größeren Teil der über Europa verstreuten deutschen Volksgruppen — die Sprache des Landes zu beherrschen, sich als Ungar oder Russe zu bekennen, um damit auch schon in den Genuß aller Vorteile zu gelangen, die die Zugehörigkeit zu dem Staatsvolk mit sich brachte. Auf blutmäßige Abstammung wurde kaum geachtet.

Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges traf so ein in seiner nationalen Haltung desorientiertes Auslandsdeutschtum. Einerseits war die aus früheren Jahrhunderten übernommene soziale Schichtung — die immerhin einstmals in den Ritterschaften, Kaufmannsgilden, Handwerkerinnungen und bäuerlichen Glaubensgemeinschaften bestanden hat — durch die Einwirkungen des Kapitalismus weitgehend verwischt, andererseits das in deutschen Händen befindliche Kapital so eng mit dem fremdvölkischen oder internationalen Kapital oder doch den materialistischen Interessen der fremdvölkischen Mehrheit verbunden, daß auf dieser Linie an die Organisierung eines völkischen Widerstandes nur in sehr wenigen Fällen, und auch da noch ohne Aussicht auf einen Dauererfolg, gedacht werden konnte. Besonders deutlich zeigte sich das in den auslandsdeutschen Gebieten, die einen vorwiegend industriellen Charakter tragen, wie in dem Lodzer Industriegebiet, Ostoberschlesien und den sudetendeutschen Industriegebieten. In Lodz, dem polnischen Manchester, zeigte



das Kapital die geringste nationale Widerstandskraft und strich in seiner überwiegenden Mehrheit sofort bei Gründung des polnischen Staates, den die Polen von Anfang an zum polnischen Nationalstaat auszubauen trachteten, obwohl er seiner Volksstruktur nach ein Nationalitätenstaat ist, die Fahne des deutschen Volkstums. Die Verteidigung des Volkstums ging damit sehr schnell auf andere Bevölkerungskreise, und zwar den Mittelstand kleinstädtischer Prägung, über. In Ostoberschlesien verteidigte das deutsche Kapital zwar länger seine führende Stellung auch im nationalen Leben des Deutschtums. Jedes Kapital bietet aber heute dem Staate, in dem es arbeitet, so viele Angriffsflächen durch Steuer- und andere Gesetzgebungen, daß es in verhältnismäßig kurzer Zeit gefügig gemacht oder zerschlagen werden kann. Das war denn auch im Laufe der Jahre in Ostoberschlesien der Fall, so daß es heute dort keinen nennenswerten deutschen Widerstand, bei dem das Kapital den Rückhalt bildet, mehr gibt. Auch dort ist die nationale Verteidigung ausschließlich auf den Mittelstand und die Arbeiterschaft übergegangen. Im sudetendeutschen Gebiet schließlich ist es den Tschechen ebenfalls gelungen, das Großkapital als Lebensquelle des Deutschtums weitgehend zu verstopfen, die Zahlen über die dortige Arbeitslosigkeit, die verfallenden Industriebetriebe sind dafür ein erschütterndes Beispiel. In vielen Fällen wurde dort das Kapital sogar zu einer Gefahr für die Geschlossenheit des deutschen Siedlungsbodens, — eine Entwicklung, die übrigens schon lange vor dem Weltkriege einsetzte. Im Interesse höherer Gewinne holten vor dem Weltkriege die deutschen Unternehmer vielfach billigere tschechische oder slowatische Arbeitskräfte in ihre im rein deutschen Siedlungsgebiet liegenden Betriebe und leisteten auf diese Weise der tschechischen Unterwanderung erheblich Vorschub. In der Nachkriegszeit taten viele von ihnen dasselbe, weil die tschechischen Behörden es so von ihnen verlangten.

Aber nicht nur die städtischen Industriebetriebe, sondern auch der ländliche Großbesitz — der ja in seiner

sozialen Wertung in vieler Beziehung dem Industriebetrieb gleichzusetzen ist — unterlag sehr schnell dem Druck, in viel höherem Maße aber noch den Zwangsmassnahmen der nach dem Weltkriege neu entstandenen Staaten in Ost- und Südosteuropa, die sich alle durch große nationale Unduldsamkeit hervortaten. In den baltischen Randstaaten wurde durch eine ohne Rücksicht auf allgemeine Rechtsbegriffe durchgeführte Agrarreform den Deutschen ihre durch Jahrhunderte stärkste Machtposition — der Landbesitz — sofort und fast restlos entzogen. Auch in den an Polen abgetretenen preussischen Provinzen Posen und Westpreußen wurden durch Enteignung und ähnliche Massnahmen schon in den ersten Jahren nach Beendigung des Krieges die ländlichen Besitzverhältnisse so stark verschoben, daß damit dem städtischen Deutschtum weitgehend die Lebensgrundlage entzogen wurde. Diese Entwicklung setzt sich seit der Einführung des polnischen Agrarreformgesetzes in stetigem Tempo fort und wird in absehbarer Zeit dazu geführt haben, daß es einen deutschen ländlichen Großbesitz im bisherigen Sinne nicht mehr geben wird. Durch die Agrarreform sind dem Deutschtum im heutigen Westpolen bisher seit 1926 weit über 100 000 Hektar entzogen worden, das ist bereits etwa ein Sechstel der 1926 noch in deutscher Hand befindlichen Besitzfläche überhaupt. Ein ähnliches Schicksal hat den deutschen Großgrundbesitz in der Tschechoslowakei ereilt.

Einige Zahlen über den seit Ende des Weltkrieges eingetretenen Verlust an nationalem Lebensraum und die dadurch bedingte soziale Umschichtung mögen ein Bild von dem Umfang dieses Vorganges geben. In Ostoberschlesien ist heute nach Angaben der deutschen Vertreter im polnischen Senat 80 Prozent der deutschen Bevölkerung erwerbslos und die Jugend ohne Möglichkeit einer Berufsausbildung. Über den Umfang der Entdeutschung der dortigen Industrie zu polnischer Zeit machte das amtliche Organ der polnischen Regierung, die „Gazeta Polska“, bei Ablauf der Genfer Konvention im Juli vorigen Jahres folgende Mitteilungen:



„Der Anteil des deutschen Kapitals in der oberschlesischen Industrie ist von 100 Prozent auf 40 Prozent gesunken, die Anzahl der in der Industrie beschäftigten polnischen Arbeiter ist von 0 auf 70 Prozent gestiegen. 56 Prozent der Handwerksbetriebe gehören Polen, 69 Prozent der Kaufleute sind Polen. 3000 Polen sind in der Verwaltung des Landes beschäftigt.“

Aus den Berichten einzelner deutscher Gewerkschaften geht hervor, daß die Arbeitslosigkeit der deutschen Volksgruppe in manchen Gebieten Ostoberschlesiens bis zu 100 Prozent der Arbeiter beträgt. Aber die Arbeitslosigkeit unter den jugendlichen Deutschen machte die „Kattowitzer Zeitung“ Ende 1936 folgende Mitteilungen: Von den Jugendlichen des Jahrganges 1912 haben 16,6 Prozent noch nie in einem Beruf gestanden, vom Jahrgang 1916 über 30 Prozent, vom Jahrgang 1918 bereits 50 Prozent, vom Jahrgang 1919 — 60 Prozent, vom Jahrgang 1920 — 85 Prozent und vom Jahrgang 1921 — 98,8 Prozent. Von den 18—25jährigen Mitgliedern der Bezirksvereinigung Kattowitz des deutschen Volksbundes waren im Jahre 1934/35 — 1376 arbeitslos, und nur 59 hatten eine Beschäftigung.

An diesem Zustand hat sich bis heute nichts geändert. Die Behauptung der polnischen Behörden, es handele sich bei der Arbeitslosigkeit unter den Deutschen um eine konjunkturgebundene Erscheinung, ist falsch. Denn daß diese Arbeitslosigkeit in erster Linie auf Gründe der nationalen Unduldsamkeit von seiten des Polentums zurückzuführen ist, beweist am besten die Tatsache, daß bei der im Jahre 1937 in Ostoberschlesien eingetretenen Konjunkturbelebung etwa 2000 polnische Arbeiter neu eingestellt wurden, deutsche Arbeiter aber weiterhin in einer Zahl von einigen hundert entlassen wurden. Diese Entwicklung hat auch nach dem deutsch-polnischen Volksgruppen-Übereinkommen vom 5. November 1937 unverändert angehalten.

Ähnliche Zahlen liegen für die Entwicklung in den sudetendeutschen Industriegebieten vor. Im Jahre 1918 betrug die Gesamtzahl der deutschen

Betriebe dort 8574, im Jahre 1934 nur noch 4463, während die Zahl der tschechischen Betriebe im gleichen Zeitraum von 2144 auf 6690 stieg. Die Deutschen verloren damit 4111 Betriebe, während die Tschechen 4552 gewannen. Diese Entwicklung hatte zur Folge, daß trotz des in der Tschechoslowakei infolge der Rüstungskonjunktur eingetretenen Aufschwunges in der Beschäftigung Ende November 1937 in den sudetendeutschen Gebieten die Arbeitslosigkeit 4,5 mal so hoch wie in den tschechischen Gebieten war. Eine fortschreitende Proletarisierung des Deutschtums hat in der Nachkriegszeit eingesetzt. Die Zahl der Tagelöhner nahm bei den Deutschen um 38,04 Prozent zu, bei den Tschechen um 60,26 Prozent ab. Die Zahl der deutschen Lehrlinge fiel um 17,24 Prozent, die der tschechischen stieg um 8,2 Prozent.

Über die Umschichtung in den agrarisch bestimmten auslanddeutschen Gebieten liegen genaue Einzelzahlen nicht vor. Eine solche Umschichtung ist auch in größerem Umfange nur dort eingetreten, wo es einen deutschen Großbesitz gab. Insgesamt sind durch die Agrarreformen und Landenteignungen in Osteuropa dem Deutschtum etwa 9 Millionen Hektar verlorengegangen, davon rund 4 Millionen Hektar Ausland. Das ist der Lebensraum von etwa 2—2,5 Millionen Menschen! Im einzelnen wurden in Polen etwa 800 000 Hektar enteignet und reformiert bzw. unter Druck aus deutschem Besitz aufgekauft, d. h. es hat sich in Posen-Pommerellen die dem Deutschtum zur Verfügung stehende landwirtschaftliche Besitzfläche von 60 Prozent der Gesamtfläche im Jahre 1914 auf etwa 25 Prozent in der Gegenwart verringert und verringert sich durch die Anwendung der Agrarreform alljährlich weiter um etwa 20 000 Hektar. In den sudetendeutschen Gebieten verlor das Deutschtum durch Bodenraub etwa 520 000 Hektar, die ausschließlich in tschechische Hände übergingen. In den baltischen Gebieten wurde dem Deutschtum bis auf einen geringen Restbesitz fast der ganze Landbesitz, etwa 4—5 Millionen Hektar, ohne Entschädigung weggenommen.

Während wir so in allen Gebieten, in denen das Deutschtum durch Großbesitz



in besonders starkem Maße von fremdvölkischen Regierungen und Staatsmaßnahmen abhängig ist, einen außerordentlich starken Rückgang in seinem Bestande und eine grundlegende soziale Umgestaltung, d. h. ein Absinken von seinem bisherigen sozialen Stande feststellen müssen, ist andererseits festzustellen, daß der selbständige Mittel- und Kleinbesitz sich gegenüber allen Entnationalisierungsmaßnahmen mit verhältnismäßig geringen Einbußen halten konnte. Weitaus am widerstandsfähigsten haben sich die bäuerlichen deutschen Volksgruppen erhalten vor allem in den neuen Staaten Südosteuropas. Aber auch in den heute zu Polen gehörenden ehemals preußischen Gebieten hat der deutsche Bauernstand die verhältnismäßig geringsten Verluste zu verzeichnen. In primitiv-bäuerlichen Gebieten, wie beispielsweise in Polnisch-Wolhynien, ist sogar in dem letzten Jahrzehnt ein nicht unbeträchtlicher sozialer Aufschwung und eine biologische Erweiterung durch starke Vermehrung festzustellen.

Die Basis für den Fortbestand der deutschen Volksgruppen in Europa ist nach einer Zeit, in der zuerst durch die kapitalistische Entwicklung die frühere Ständeschichtung, und dann durch die politische Entwicklung die kapitalistische Schichtung sinnlos wurden, nun also wieder die Substanz, die ursprünglich auch zur Bildung dieser Volksgruppen geführt hatte: das Bauerntum und der selbständige Mittelstand, d. h. Handwerker und kaufmännischer Familienbesitz kleineren Umfangs. Die wirtschaftliche Unabhängigkeit des mittleren und kleineren Bauernbesitzes ermöglicht es ihm, auch längere Perioden der nationalen Anduldbarkeit des Fremdvolkes am ehesten zu überstehen. Und der handwerkliche Familienbetrieb ist, wenn er von gutem fachlichen Können getragen wird, ebenfalls weniger den Eingriffen der fremden Staatsbehörden ausgesetzt.

Dieses Wiedererscheinen der völkisch widerstandsfähigsten sozialen Faktoren hat naturgemäß eine starke Umstellung in weiten Schichten des Deutschtums jenseits der Grenzen mit sich gebracht. Diese

Umstellung ist noch nirgends abgeschlossen und kämpft sich an vielen Stellen erst zur Geltung durch. Ein erheblicher Teil des deutschen Nachwuchses ist dabei bereits verlorengegangen. So glaubten in vielen Fällen die Söhne der baltischen Grundbesitzer nicht das Los als Kleinbauern auf dem ihnen verbliebenen Stückchen Land ertragen zu können, gaben ihren kleinen Besitz auf und ergriffen einen anderen, nach Möglichkeit akademischen Beruf. Mit dem Erfolg, daß sie ihrer Heimat über kurz oder lang verloren gingen, da sie ja dort im Staatsdienst auf keine Verwendung rechnen konnten und das fremde Staatsvolk auch die privaten Berufe soweit in Anspruch nahm, daß nur sehr wenig Lebensraum für Deutsche übrig blieb und bleibt. In dem bäuerlichen Deutschtum wiederum herrschte bis in die Gegenwart hinein stark die Einstellung vor, daß wenn irgend möglich ein Sohn „studieren“ müsse. Leider wurde auch durch eine übermäßige Jungakademikerfürsorge dieser Einstellung in reichlichem Maße Vorschub geleistet, ebenfalls nur mit dem Erfolg, daß der Akademiker nach Abschluß des Studiums arbeitslos blieb und dann eben doch den Weg ins Reich nehmen mußte.

Die Grundlagen für eine echte Erneuerung des deutschen Volkstums im Ausland von Grund auf hat erst die nationalsozialistische Weltanschauung gelegt. Der soziale Umbruch war in der Nachkriegszeit gewaltsam erfolgt. Der durch diesen gewaltsamen Umbruch geschaffene Zustand glich zunächst einem Chaos und schien das Ende großer Teile des Auslandsdeutschtums zu bedeuten. Zumindesten erschien er nach früheren Vorstellungen nicht als geeignete Grundlage für einen völkischen Wiederaufbau. Erst der Nationalsozialismus mit seiner Betonung des bäuerlichen Elementes und der Schaffung der Grundbezüge von der sozialistischen Volksgemeinschaft hat dem vorhandenen Zustand wieder einen Sinn gegeben. Die gemeinsame Not wurde plötzlich aus gemeinsamer Qual eine gemeinsame Aufgabe. Mit mehr oder weniger großer Tatkraft ging man auch im Auslandsdeutschtum tatkraftig an die Bewältigung dieser Aufgabe, schuf volksgemeinschaftliche Hilfs-



organisationen, und kam auf diesem praktischen Wege zum ersten Male zu dem Erlebnis der Gemeinschaft. Heute sind Organisationen wie die sudetendeutsche Volkshilfe, die „Nachbarschaften“ in Siebenbürgen und im Baltikum u. ä. aus dem Gemeinschaftsleben der Auslandsdeutschen nicht mehr fortzudenken, heute erst sind sie auch — gegenüber ihrem vereinsmäßigen, charitativen Charakter von früher — wirksame Hilfen.

Auch mit anderen Mitteln wurde im Auslandsdeutschtum in den letzten Jahren an die Verwirklichung der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft herangegangen. Eine kampfbereite Truppe für den völkischen Kampf wurde beispielsweise in mehreren auslandsdeutschen Gebieten durch den deutschen Arbeitsdienst erzogen. Zwar sind die Arbeitsdienstlager in den meisten Staaten sehr bald verboten worden, aber es hat sie gegeben und sie haben als Zeichen der neuen Zeit außerordentlich viel Gutes geleistet.

Das wichtigste aber ist, daß mit dem Nationalsozialismus eine völlig andere Wertung des Standes eingetreten ist. Daß Bauerntum heute wieder ein hoher Ehrbegriff ist und in der Wertung der nationalen Kräfte neben dem Arbeitertum, zu dem ja auch das handwerkliche Arbeiten des selbständigen Meisters gehört, im deutschen Volke an der Spitze

vor den früher als „gehoben“ geltenden Schichten marschiert, bedeutet eine derartige Stärkung der auslandsdeutschen Volksgruppen, wie sie keine materielle Fürsorge irgendwelcher Art hätte erreichen können. Die neue soziale Wertung in der Weltanschauung des deutschen Volkes schlägt gerade diejenigen Kräfte des Auslandsdeutschtums in ihren Bannkreis, die nach dem Zusammenbruch in der Weltkriegszeit als Volkstumssubstanz allein noch übrig geblieben sind, und die ihrer inneren Struktur nach allein befähigt sind, zunächst deutsches Leben zu erhalten, und dann darüber hinaus wieder Träger einer deutschen Aufgabe zu werden.

Wie außerordentlich stark belebend diese neue soziale Wertung und die damit hergestellte neue Lebensform des deutschen Menschen im Auslandsdeutschtum bereits gewirkt haben, kann am besten ermesst werden, wer in der letzten Zeit einmal selbst die neue Gemeinschaft draußen erleben konnte. Das Leben in den deutschen Siedlungen ist oft nicht wiederzuerkennen. Und überall ist die Jugend die Trägerin der neuen Lebensform und des neuen Lebenswillens. Damit ist auch die Garantie gegeben, daß der ganzen Bewegung ein inneres Wachstum zueigen ist, und daß sie nicht ein vorübergehender Zustand, sondern der Anfang eines Neuaufbaues ist.

## Volkstum und Volkswirtschaft

Der Aufbau des deutschen Volkstums allein genügt noch nicht den kommenden Anforderungen. Der Aufbau der deutschen Volkswirtschaft hat hinzutreten. Ein schwerer Wahn ist es, zu glauben, und ihm huldigen leider viele im Wirtschaftsleben stehende Männer, daß die Volkswirtschaft allein die Wiedergeburt bewirken könne. Sie unterschätzen den Wert des Volksgeistes, wie vor dem Kriege, statt ihn klar zu erkennen und ihn werktätig zu fördern. Ohne deutschen Volksgeist bringt die Wirtschaft nur Stoff hervor; durch Volksgeist gehoben, führt Arbeit das Volk zusammen und damit zur Genesung und bietet wiederum dem Volksgeist den Rückhalt, dessen er bedarf, um sich auswirken zu können im notwendigen Wettkampf der Völker auf allen Gebieten.

Der Volksgeist und die Volkswirtschaft haben sich zu ergänzen und sich gegenseitig immer wieder neue Kräfte zuzuführen.

Erich Ludendorff (1921).



Niels v. Holst:

## Baltendeutsche Kunstsammler als Kulturförderer in Osteuropa

„Gebildet, aber bildlos!“ — so pflegt, in Anlehnung an ein Goethewort, der West- und Süddeutsche den deutschen Nordosten oft genug zu schelten. Wer näher zusieht, wird dies Urteil weder für das Mittelalter noch für die spätere Zeit anerkennen. Die Architektur, Urgrund und Mutter aller Künste, hat sich in der Backsteingotik, von Lübeck bis oben in's Baltensland, reiner und wesenhafter ausgeprägt als in vielen Teilen des deutschen Westens und Südens, wo eine oft spielerische, von der Überfülle des Zierrats schier erdrückte Haussteingotik herrschte. Und die Werke der Architektur bargen nun die reiche Schauwelt des Mittelalters, wie sie in schwachem Abglanz uns noch in der Danziger Marienkirche entgegentritt, in Altären und Wandbildern, Fahnen und Bildteppichen, kirchlichen Gewändern und gestickten Darstellungen aller Art, geschnitzten Köpfen am Chorgestühl, gemeißelten Frazen in den Kapitellen der Pfeiler, Mensch und Getier am Taufgerät. „Augenmenschen“, wie nur je Franken und Schwaben, waren auch die Bewohner von Danzig und Königsberg, Riga und Reval; nicht „bildlos“ war ihre Umwelt.

Seit dem Beginn der Neuzeit wurde manches anders. Der Protestantismus bedurfte der Bilder nicht mehr, wenn er sie auch nicht verbannte, wie es die Lehre Calvins tat. Im 17. Jahrhundert malte z. B. Cordt Meyer aus Lüneburg die Rigaer Kirchen mit Darstellungen aus der Bibel aus. Als in Lübeck der berühmte Totentanz von Bernt Notke in der Marienkirche zwischen 1588 und 1600 durch eine neuzeitliche Kopie ersetzt wurde, mußte ein Revaler Bürger die Gelegenheit, setzte sich in den Besitz des Urbilds und stiftete es der Nikolaikirche in seiner Heimatstadt, in der ohne Zögern

dies Werk aus der „papistischen Zeit“ an die Stelle gehängt wurde, die es noch heute einnimmt.

Die Erfindung Gutenbergs, die Verbreitung des Lesens, das Anschwellen des „Leseoffs“ aller Art hat unter einem Himmelstrich, der die Menschen einen großen Teil des Jahres in die Nähe des Ofens im traulichen Zimmer bannt, stärker gewirkt als südlich der Alpen: die Phantasie, früher anschauungs-gesättigt, konnte nun auch auf rein geistige Weise beschäftigt werden; man wurde „gebildet“, „belesen“ — oft las und liest man auch nur viel, ja zuviel. Auf der andren Seite brachte die Auflösung der strenggefügten mittelalterlichen Welt auch die Verweltlichung der Künste mit sich, ihre Befreiung aus der Ordnung von Dombauhütte und Zunft. Wer geschichtlich denkt, wird diesen Vorgang nicht als Einzelercheinung betrachten und bedauern, sondern in den reiferen Stufen etwa der Kulturentwicklung der griechisch-römischen Welt gleiches beobachten können. In der griechischen Frühzeit arbeiteten Baumeister und Bildhauer, Maler und Kunsthandwerker für den Tempel, später trennten sie sich: Paläste, Bibliotheken, Landhäuser entstanden für private Auftraggeber; der Maler schuf verkäufliche Tafelbilder in seiner Werkstatt, der Kunsthandwerker edles Gerät — erst der große Kunstsammler, der nun zuerst auftritt, vereinigt diese einzelnen Schöpfungen wieder zu einem neuen Kosmos, einer schönen Sammlung. Im zweiten vorchristlichen Jahrhundert sehen wir bei Attalos von Pergamon zum erstenmal die Leidenschaft persönlichen Besitzes; uns ist überliefert, daß Ptolemäos Philadelphos eine Sammlung von Tafelbildern ältester Meister besaß, daß Nikomedes von Bithynien den Knidiern gar die Tilgung ihrer



ganzen Staatsschuld gegen Abtretung der Aphrodite des Praxiteles anbot. Sie lehnten dies Gesuch ab — so wie der Danziger Rat das Gesuch Peters des Großen ablehnte, das Memlingsch „Jüngste Gericht“ der Petersburger Kunstammer zu stiften.

Im Hellenismus und wieder im abendländischen Barock begegnet uns der fürstliche Sammler, dessen Leidenschaft nirgends halt macht, ja der auch keine sittlichen Gebote kennt, wenn es gilt, ein außerordentliches Kunstwerk zu erwerben: unerreicht in der Vielseitigkeit der Mittel waren die Wittelsbacher, als sie sich im 17. und 18. Jahrhundert in den Besitz jener Tafeln Dürers setzten, die heute den Stolz der alten Pinakothek in München bilden. So verläuft die Entwicklung in der griechisch-römischen Welt und im Abendland in gleicher Richtung: neben die reiche Schauwelt der Frühzeit im griechischen Tempel, in der mittelalterlichen Kirche, tritt in der späteren Zeit eine neue, nun weltliche „Augenweide“, die Sammlung und ihre Endform, das Museum, das seine Bezeichnung dem „Museion“ in Alexandria verdankt, der Heimstätte der Mäusen.

Drei Typen von Sammlern können wir in jedem Herrschaftsbereich einer Kultur unterscheiden. Im eigentlichen Kerngebiet den mit allen Zweigen der bildenden Kunst verwurzelten Kunstfreund und Kenner, der ein sehr fein entwickeltes Gefühl für den künstlerischen Wert des einzelnen Stückes hat, der seine Sammlung als geschlossenes, in sich abgestimmtes Gebilde aufbaut. Im Gegensatz zu ihm steht — am Rande des Geltungsbereichs dieser Kultur — der „Barbar“, wie ihn die Griechen nannten; diesen Typ vertreten im Abendland am reinsten die russischen Zaren, vor allem Peter der Große. Es gibt nichts, was nicht errafft wird: übergroßes Format, gleichender edler Werkstoff, Herkunft des einzelnen Stückes aus einer berühmten alten Kunststätte, vor allem die verblüffend hohe Zahl der Gegenstände — all dies war Peter dem Großen, war auch Katharina II. wichtiger als eigentlicher Kunstwert. Am Randgebiet der griechischen Kultur in Asien, dann im Rom der Cäsaress, heute etwa in Nordamerika

finden sich ähnliche „barbarische“ Züge des Kunstsammelns in mehr oder weniger ausgeprägter Form. Zwischen dem Sammler des Mutterlandes und dem von außen eindringenden Fremdling nimmt der Sammler eines Kolonialgebiets eine Mittelstellung ein. Auch ihn kennzeichnet eine gewisse Vorliebe für Gemälde und Bildwerke, die einst einer angesehenen Sammlung angehörten; indem er Gegenstände bedeutsamer Herkunft seiner Sammlung einverleibt, möchte er aber ein Stück Mutterland in seinen vier Wänden bannen. Von den Griechen in Sizilien ist überliefert, mit welcher Pietät sie Kunstwerke aus dem eigentlichen Hellas verehrten und bewahrten. Es ist ein grundlegender Unterschied, ob der Rigasche Sammler Brederlo einen Altar aus der Lübecker Burgkirche, die seit 1818 ausgeräumt wurde, seiner Sammlung einfügt, oder ob ein russischer Zar dem Rat von Nürnberg den großen barocken Neptunbrunnen (heute auf dem Nürnberger Markt nur in einer Nachbildung sichtbar) abkauft, um ihn vor dem Lustschloß Peterhof aufzustellen. Die Lübecker Altartafeln fügen sich der Rigaschen Sammlung organisch ein; der Nürnberger Brunnen — für einen süddeutschen Marktplatz geschaffen — ist im Park eines Zaren Schlosses ein Fremdkörper. Auch Memlings „Jüngstes Gericht“ hätte in einem barocken Prunksaal eines Schlosses an der Newa nie zu denen sprechen können, die seine Sprache zu verstehen im Stande sind.

Rückschlüsse auf das Baltendeutschtum im allgemeinen können wir daraus ziehen, daß in allen entscheidenden Merkmalen die baltendeutschen Sammlungen nichts mit den russischen gemein haben. Die Vorliebe für das riesige Format, für Gold und Edelsteine, für die Anzahl der Gegenstände — all diese Züge fehlen z. B. der hervorragenden Gemäldesammlung des Herzogs Peter von Kurland, die der Verfasser andrenorts behandelt hat. Unter den deutschen fürstlichen Sammlern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nimmt Herzog Peter aus dem Hause Biron eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Einen unvermeidlichen Zug kolonialer Vereinfachung weisen allerdings alle baltendeutschen Samm-



lungen auf: die Zahl der Gebiete, denen sich der Sammler zuwendet, ist beschränkt. Während August der Starke in Dresden z. B. schlechthin alle Kunstgattungen sammelte, stehen im Baltendland Gemälde im Vordergrund; Zeichnungen, Skulpturen, edles Kunsthandwerk, Werke außereuropäischer Herkunft sind kaum anzutreffen.

Der in den großen deutschen Städten sich schnell wandelnde Geschmack in künstlerischen Dingen dringt im Baltendland oft erst verspätet ein; diese Erscheinung ist ein Schicksal alles Kulturlebens in kolonialen Randgebieten und hat nicht nur Schattenseiten; eine gewisse Stetigkeit, ja sogar eine besondere Eigenwüchsigkeit in der Entwicklung der baltendeutschen Kunstsammlungen ist z. T. hierauf zurückzuführen. Wenn August v. Pistoletors ein Bild des Barockmalers Denner 1862 in seiner Sammlung mit besonderem Stolz nennt, wird ein Berliner Kunstfreund der Zeit angesichts eines so „altmodischen“ Geschmacks vermutlich die Achseln gezuckt haben. Auf der anderen Seite ist es nun höchst bemerkenswert, daß der kurländische Graf Medem und — einige Zeit später — der Rigasche Sammler Bred er lo, ihrer persönlichen Neigung folgend, bei dem Landschaftsmaler Caspar David Friedrich in Dresden die in diesem Heft abgebildeten Gemälde bestellen — bei einem Künstler also, der stets als verschrobener Außenseiter galt und in seinen späteren Jahren, als Bred er lo seinen Auftrag erteilte, schon beinahe vergessen war. Im Jahre 1931 war die Leitung der bayrischen Staatsgemäldesammlungen überglücklich, die Sudetenlandschaft aus der Sammlung der Grafen Medem erwerben zu können, die länger als ein Jahrhundert — zusammen mit anderen Bildern des Künstlers — im Medemschen Herrenhaus Ellen in Kurland geblieben hatte, in den Jahrzehnten, in denen Friedrich vergessen war, ebenso wie in der Zeit, da sein Ruhm neu erstrahlte; das Bild ist heute eine „Perle“ der Münchener Neuen Pinakothek.

Gleichzeitig mit Graf Medem sammelte zu Beginn des 19. Jahrhunderts der kurländische Freiherr Theodor v. d. Ropp: er verdient ohne Zweifel den Titel des

größten baltendeutschen Kunstsammlers. Ganz im Gegensatz zu den Galerien der russischen Zaren und des Petersburger und Moskauer Adels liegt die Bedeutung der v. d. Ropp'schen Sammlung nicht in der großen Zahl der Bilder, sondern in ihrem Wert. Von 1806—1808 treffen wir v. d. Ropp in Paris und Rom; er gehört zu den ersten Förderern des jungen Thorswaldsen, von dem er zwei Skulpturen erwirbt, eine Venusstatue und ein Relief mit einer Darstellung aus der Ilias; beide Werke befinden sich noch heute im Herrenhaus Pokron, das seit 1919 im Gebiet des Staates Litauen liegt und noch der Familie gehört. Die von Theodor v. d. Ropp in Rom angelegte Sammlung italienischer Gemälde der Renaissance ist eine der wertvollsten Privatsammlungen, die je in deutschem Siedlungsgebiet bestanden haben; ihr entstammt eine Madonna aus der Frühzeit Raffaels, heute im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin; eine Madonna eines Nachfolgers von Leonardo da Vinci, ein rätselhaftes, schönes Bild, das die Brera-Galerie in Mailand erwarb; schließlich eine Madonna von Giulio Romano, die heute im Museum des Palazzo Venezia in Rom aufbewahrt wird.

Eine dritte, heute zerstreute Galerie in einem baltendeutschen Herrenhaus, die sich der v. Medem'schen und v. d. Ropp'schen zur Seite stellen läßt, war die der v. Lipharts in Ratschhoff bei Dorpat. Ihr Hauptschatz war ein Relief von Michelangelo, das R. E. v. Liphart unermittelt in einer Gartenmauer bei Florenz gesehen und erworben hatte.

Die Sammlungen in den Städten, in Mitau, Dorpat und Reval, vor allem aber in Riga, lassen sich mit denen in Hamburg und Danzig vergleichen. Hier wie dort herrschte stets eine große Vorliebe für die Malerei der stammverwandten Holländer. Im Laufe des 19. Jahrhunderts kamen dann noch deutsche Künstler, z. B. Ludwig Richter, Spitzweg, Lenbach und Feuerbach hinzu.

Zu allen Zeiten ist der Kunstbesitz in kolonialen Randgebieten feindlichem Zugriff eher ausgesetzt als die Schätze des Mutterlandes. So wie ein Verres mit den griechischen Kunstwerken Siziliens





Caspar David Friedrich: Kloster ruine Ebdena bei Greifswald  
(ehem. Gräfl.-Medemische Sammlung in Essen, Rurland)



den Kunstreichtum Roms begründete, so schaffte Gustav Adolf aus Riga und Pleskau Gemälde nach Schweden, so plünderten die russischen Zaren die baltendeutschen Kirchen und Klöster, versuchten später reiche russische Kunstfreunde günstige Ankäufe aus baltendeutschen Privatsammlungen zu machen. Schon im 18. Jahrhundert erwarb Graf Zwan Schwaloff ein italienisches Bild der Hochrenaissance, das sich seit etwa 1550 im Besitz der Familie v. Wrangel in Reval befunden hatte. Wertvolle Sammlungen in baltendeutschen Herrenhäusern fielen der ersten russischen Revolution 1905/06 und der zweiten 1917 zum Opfer, sinnlose Plünderungen der Folgezeit haben das Vernichtungswerk weiter fortgesetzt. Besonders betroffen wurde der Besitz der Familien v. Blandenhagen, v. Lieven, v. Manteuffel und v. Transehe.

Wer den Kunstreichtum des Baltensandes im Jahre 1914 beurteilen will, muß sich vor allem vor Augen halten, daß Anregung und Förderung der Privatsammler durch ein großes Museum — wie es etwa in Berlin zur Zeit von Wilhelm Bode der Fall war — fehlte. Der russische Staat unterhielt im Baltensland kein Museum, sondern bereicherte, wo er konnte, die Petersburger Museen durch „Dauerleihgaben“ aus Riga und Reval. Um so höher ist die Leistung der baltendeutschen Sammler zu veranschlagen, die — ganz auf sich allein gestellt — zahlreiche Werke hoher Kunst ins Land führten und, wenn sie auch nicht alles bewahren konnten, doch in der Lage waren, einen Kunstbesitz zu sammeln, der nach 1918 den nunmehr staatsführenden Völkern der Letten und Esten gestattete, mühelos eigene Museen zu gründen. Von

1918—1938 ist für die staatlichen und städtischen Museen in Lettland und Estland kein einziges Kunstwerk im Ausland erworben — das im Lande Vorhandene genügt! Das Rigasche Stadtmuseum beherbergt die Sammlungen v. Anrep, Brederlo, Bruker, Groß, Hollander, Kerkovius, Schilling, v. Sivers, v. Transehe; das Staatliche Historische Museum u. a. die Sammlungen v. Bergmann, Hinsel, Boß — es wurde 1935 unter einem nichtigen Vorwand dem deutschen Rigaer Altertumsverein enteignet. In Estland wurde im ehemals v. Liphartschen Herrenhaus Ratschhoff bei Dorpat ein „Estonisches Nationalmuseum“ eingerichtet, dessen Bestand an abendländischer Kunst ein Rest der alten v. Liphartschen Sammlung ist. In Reval wurde ein „Estonisches Kunstmuseum“ neu gegründet, dessen ältere Gemälde sämtlich baltendeutschen Sammlungen entstammen.

Während Staat und Stadtverwaltungen — vor 1918 russisch, seitdem lettisch und estnisch — ihre Rolle als Kulturförderer auf dem Gebiet des Kunstsammelns stets darauf beschränkt haben, rechtzeitig „zuzugreifen“, wenn die Kunstwerke erst einmal im Lande waren, hat die baltendeutsche Volksgruppe unter Anspannung aller Kräfte jahrhundertlang in ihren Privatsammlungen nach dem Wort eines Reisenden aus alter Zeit „eine Schaubühne höherer Kultur“ errichtet und die Verbindung zum künstlerischen Leben Europas aufrecht erhalten. Mögen diese Sammlungen heute zerstreut oder vernichtet sein, mögen sie in der Form lettischer oder estnischer Museen weiterleben — ihr Gedächtnis soll nicht untergehen: sie sind ein bisher noch nicht gewürdigter Ruhmestitel deutscher Kulturleistung im Osten.

Anmerkung: Wer den in diesem Aufsatz behandelten Fragen im einzelnen nachgehen will, sei auf die Aufsätze des Verfassers in den Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins, Danzig 1934, den Baltischen Monatsheften, Riga 1938, und den Mitteilungen des Brudenthalischen Museums, Hermannstadt 1938, hingewiesen.



## Du Himmel, verhänge dich!

Nicht blühe so hell, nicht glühe so rot,  
du zeitige wilde Traube,  
es kommt schon die Not, es reitet der Tod,  
die Wälder sind all vom Dürster bedroht,  
nun flüchtet die Tannentaube.

Versprenge dein Blut, versprühe die Glut,  
du härtige rote Nelke,  
die Saat ist gemäht, in Speiskammern ruht  
der Wein und das Brot, sie duften so gut;  
drum Blume, du späte, welke!

Du Himmel, verhäng nun hinter dem Berg  
dein Angesicht voller Wehen,  
es rauchet der Firn, es qualmet das Werk;  
du Nebelweib, zupf und drehe am Werg  
und spinne am Frost der Höhen!

Peter Barth

# Christel, ein Mädchen aus dem Memelland

Erzählung von Kurt Ruberzig

Sie war das älteste Kind unter sieben Geschwistern, ein kluges, tapferes, etwas in sich befangenes Mädchen, das den jüngeren Kindern die kränkliche, vom Leben verbrauchte Mutter ersetzte.

Um sie und ihr Schicksal zu verstehen, muß man ihre Heimat kennen: die Nehrung zwischen Cranz und Memel, den schmalen Landstrich zwischen Haff und Meer.

Hölzerne Hütten in giftgrünen Gärten, Hütten mit knallend blauen Läden an den Fenstern und gekreuzten Pferdeköpfen über den Türen: das ist ihr Heimatdorf. Dichtgedrängt hocken die strohgedeckten, oft noch schornsteinlosen Fischerhütten in den Kartoffelfeldern am Haff. Manche Hütte hängt zwischen den Riesern der Düne, trägt eine Mütze aus Schilf mit hölzernen, kunstvoll geschnittenen Götzenbildern am Siebel und ist alt und dunkel.

Schon Christels Mutter war im Dorf geboren. Als sie aufgewachsen war, sollte sie einen Fischer heiraten — denn die Bewohner des Dorfes sind einfache Fischer, abhängig von Wellen und Wind, Fischer, die in ihren Häusern ihre schmutzibraunen Netze trocknen. Sie wollte nicht. Sie hatte sich in den Drogisten des nahen Kurortes verliebt und durfte ihn heiraten als sie bekennen mußte, daß sie ein Kind von ihm trug.

Der Mann mußte nicht hauszuhalten. Er vertrank, verspielte seine Existenz; er versuchte sich als Strandphotograph und konnte seine bald viele Köpfe zählende Familie nur noch kärglich ernähren. Nach der Geburt ihres siebenten Kindes, eines Knaben, wurde die Mutter krank und erholte sich nicht. Von der Zeit an hatte die sechzehnjährige Christel den Haushalt zu führen und sich mit ihrem Vater und ihren jüngeren Geschwistern abzumühen.

Sie nahm ihr Schicksal auf sich. Sie war früh morgens auf den Beinen, fütterte das Vieh, seifte und kämmte ihre jüngeren Geschwister. Sie kochte, besorgte den Haushalt, ging an das Haff und wusch, ließ die Wäsche auf dem Gras der Palwe bleichen, segte, scheuerte, fläzte, bereitete aus Mehlbrei und getrockneten Fischen das Abendbrot. Abends saß sie oft in den Dünen, blickte über das Haff, sah drüben, in der Niederung, einsame Lichter brennen, Laternen, die über die Deiche ragten und im Zwielflicht messinggelb leuchteten —, maß ihr Schicksal an der Weite des Wassers, das zu ihren Füßen flutete, und des Himmels über ihr.

Sie war nicht eigentlich schön. Sie hatte ein breites Gesicht, hohe Backenknochen und etwas hohle Wangen, eine kurze, eingebogene, stumpf über der Oberlippe aufstehende Nase, ein schmales, vorspringendes Kinn und kleine, sehr tief liegende, vom inneren zum äußeren Lidwinkel leicht nach oben gezogene graublau-äugige Augen. Wie eine Litauerin wirkte sie; sei es, daß sie von ihrem Vater litauisches Blut ererbt hatte, sei es, daß das Leben der Fischerfamilien auf der Nehrung auch in die Züge der deutschen Menschen die Demut und tiefe, jahrzehntealte Traurigkeit zeichnet, die auf dem Antlitz des litauischen Menschen liegt.

Schön an ihr war ihr schweres, straff fallendes blondes Haar, das sie in zwei langen Zöpfen trug. Es ließ ihren breiten Kopf schlanker, ihre Züge feiner erscheinen und vertiefte die stille Trauer ihres Gesichtes zu einer unsagbar reizvollen Melancholie.

Als Christel sechzehn Jahre alt war, begannen die jungen Fischer des Dorfes



sich um sie zu bemühen. Viele hofften, sie würde — da das Leben ihr sonst keine Freuden gewährte — in den Nächten mit ihnen in die Dünen gehen; manche hatten wohl auch eine tiefere Neigung zu ihr gefaßt. Sie bemühten sich umsonst. Christel blieb kühl, unbefangen, so, als gäbe es keine Liebe und keine zwei Geschlechter auf der Welt. Die Fischerjöhne gefielen ihr nicht. Sie war nicht stolz, tat nicht überlegen, aber das Blut ihres Vaters bewirkte, daß sie sich nicht als Fischermädchen fühlte und ihr niemals der Gedanke kam, sie könne einmal die Frau eines Fischers werden.

Für ihren Vater hatte Christel oft Bilder in den nahen Kurort zu bringen. So geschah es, daß auch die Kurgäste auf sie aufmerksam wurden. Mancher Kurgast ging mit ihr den Weg durch die Dünen in das Dorf zurück — zu nahe durfte ihr keiner kommen. Einmal warf ein junger Städter sie in das Dünengras; da schrie sie auf: so voll Angst, so verzweifelt, so voll Entsetzen, daß er sie freigab und der Fliehenden in weitem Abstand folgte. Er hatte Angst um sie.

Christel wurde dreiundzwanzig Jahre alt, ohne daß sich etwas Wesentliches an ihrem Leben änderte.

Ihre Geschwister wuchsen heran, aber Christel hatte weiterhin allein für den Haushalt zu sorgen. Sie hatte es bisher getan, und keine ihrer jüngeren Schwestern sah ein oder dachte auch nur daran, warum sie es nicht weiterhin tun sollte. Es schien ihnen gut und in bester Ordnung so.

Als Christel zwanzig Jahre alt war, lernte sie auf einer Tanzveranstaltung in ihrem Dorf einen Matrosen kennen, der ihr gefiel. Er tanzte mit ihr und versprach, im nächsten Sommer wiederzukommen. Sie war ihm ein Jahr lang treu — ohne daß sie eine Nachricht oder gar einen Brief von ihm erhielt. Ein Jahr später ließ sie sich von einem Kurgast küssen, dem sie von diesem Augenblick an aus dem Wege ging. Sie schämte sich. —

Sie hatte so gut wie nichts erlebt, als ihr der Mann begegnete, der ihr zum Schicksal werden sollte.

Der fünfunddreißigjährige Arzt Horst Diester stammte aus einer großen Stadt

im Süden Deutschlands. Er hatte sich für mehrere Wochen in dem Heimatdorf Christels bei einem Fischerehepaar eingemietet, in deren Hütte er eine kleine, sparsam ausgestattete Dachstube bewohnte. Dem gesellschaftlichen Betrieb des nahen Kurortes blieb er fern; er befreundete sich mit den Fischern des Dorfes, fuhr früh morgens mit ihnen hinaus auf das Haff, lag tags über in den Dünen, sonnte sich, badete, ging abends die Dorfstraße entlang, sprach mit den Fischern, die auf den hellblau gestrichenen Bänken vor ihren Häusern saßen, die Netze der Reitelkähne prüften und dem Fremden gern von ihrem Leben, ihren täglichen Sorgen und dem Schicksal ihres unter litauische Fremdherrschaft geratenen Dorfes erzählten.

Als Horst Diester eines Tages von einem Ausflug in ein nahes Segelfliegerlager zurückkehrte, sah er Christel am Leehang der Dünen sitzen. Er begrüßte sie und setzte sich zu ihr.

„Lieben Sie Ihre Heimat?“ fragte er.

Sie sah ihn an — prüfend, von der Unmittelbarkeit der Frage überrascht. „Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß diese Landschaft auch für uns, die wir keine Fischer sind, unser Schicksal bedeutet. Die Nehrung bewirkt in uns das Gefühl, dem Sand, dem Meer, den Stürmen ausgeliefert zu sein. Sie macht müde, traurig, — willenlos. Wer zwischen diesen Dünen aufgewachsen ist, kann sich nie von ihnen befreien.“

Sie sprach diese Sätze langsam, oft zögernd, aber sehr entschieden. Horst Diester spürte, daß sie über das, was sie sagte, oft nachgedacht haben mußte.

Er wies über die Dünen hin. „Ich habe Sie hier schon oft abends sitzen sehen. Ich glaube, Sie wissen, wie zeitlos die Nehrung ist, und kennen ihre herbe Schönheit.“

„Ja, die kenne ich — und auch ihre Schwermut.“ Und nach kurzem Schweigen fügte sie hinzu: „Aber ob ich diese Landschaft liebe, das weiß ich nicht.“

Horst Diester lächelte. „Der Mensch liebt seine Heimat nur, wenn er sie verloren hat, wenn er nicht zu ihr zurückkehren kann. Dann wird jeder Winkel, jedes Haus, jeder Straßenstein in der Erinnerung zu einem Stück Heimat,

steigen die Bilder der Heimat in seinen Träumen auf und stellt ihre Schönheit für ihn den Inbegriff der Naturschönheit schlechthin dar. Erst die Heimat, die der Mensch verloren hat, verklärt er durch seine Liebe.“

Christel antwortete nicht; auch Horst Diester blieb stumm. Sie blickten über das Haff, an dessen jenseitigem Ufer die ersten Lichter aufblinkten, sahen den Nebel steigen, schwiegen, erlebten die Stille der Nacht, die Verlorenheit der nächtlichen Nehrung.

Von diesem Tag an verbrachten sie jeden Abend miteinander. Sie gingen den Waldweg an der See entlang, an bronze-grünen Krüppelkiefern und alten zerfetzten Baumriesen vorbei, die sich hoch und hinsällig mit den verdorrten Resten ihres Gezweigs aneinanderlehnten. Sie standen am Hafens des nahen Kurortes vor den sich drängenden kurischen Rähnen, deren bunte, aus Blech geschnittene Wimpel vom Mast über den hohen Bug in die Runde winkten, wo das Haff sich dehnte. Sie saßen in den Dünen, sahen, wie sich die Wolken ballten und ihre Schatten über die Herden wälzten, die auf breiten, verwehten Wegen zwischen den Sandbergen träge dahintrotteten. Sie stiegen durch weiße, von Blumengirlanden und glühend bunten Glaslampions bekränzte Holzkolonnaden die bergige Straße zwischen den Tannen zum Kurort hinunter. Bis spät in der Nacht saßen sie am Haff; und sie erlebten oft, wie der Sturm über den Kamm der rauchender Düne segte, die Vögel sich schrille Rufe zuwarfen, das gläserne Haff seine Starrheit von sich zuckte und gegen das graue Uferschilf brandete.

An diesen Abenden schloß Christel ihr Innerstes dem Fremden auf. Sie sprach von dem, was sie bewegte, was ihr Leben erfüllte, von ihren Wünschen, Leiden und Hoffnungen. Beglückt fühlte Horst das Vertrauen des Mädchens. Ihre Schwermut, ihre stille Ergebenheit nahm ihn gefangen; die Schönheit und Melancholie der Landschaft, in der sie lebte, trug dazu bei, daß er seine Gefühle für sie überschätzte, sie oft zu lieben meinte.

Eines Abends, als er mit Christel auf der Landungsbrücke des Hafens saß, sagte

sie: „Ich kann gar nicht glauben, daß du einmal nicht mehr hier sein wirst. Dabei bleibst du nur noch vierzehn Tage. Was soll ich dann ohne dich tun? Ich werde dir nachkommen; dort, wo du lebst, muß es doch auch für mich eine Möglichkeit geben, in deiner Nähe zu sein.“

In der gleichen Nacht nahm Christel ihn zu sich in ihre Kammer. Sie gab sich ihm hin — voll Süße und Kraft, voll Vertrauen, voll Glauben an ihn, weil sie es für selbstverständlich hielt, daß er, der nie von Liebe gesprochen hatte, sie liebte und lieben würde. Als Horst sie früh morgens verließ, gestand sie: „Ich habe gemeint, das, was wir getan haben, sei Sünde. Ich kann nicht mehr daran glauben, daß es Sünde ist.“

Horst floh in die Dünen. Er erkannte, was er für Christel bedeutete, und ihn quälte der Gedanke an das Leid, welches sein Abschied über sie bringen würde.

Horst Diester versuchte in den nächsten Tagen vergeblich, Christel durch Äußerungen über seine Abreise darauf hinzuweisen, daß ihr Verhältnis seinen Aufenthalt auf der Nehrung nicht überdauern könnte. Es gelang ihm nicht. Christel hörte nicht darauf; sie vermied es, an die bevorstehende Trennung zu denken, und war fest davon überzeugt, daß Horst es ihr ermöglichen würde, auch in Zukunft in seiner Nähe zu sein.

Am Abend vor seiner Abreise jagte Horst: „Ich fahre morgen früh mit dem Dampfer nach Cranz. Ich muß mich also heute von dir verabschieden — für immer. Wirst du morgen an die Brücke kommen?“

Christel erschrak. Ihr war, als gelte es über einen Abgrund zu springen. Aber sie sagte sich. Sie sagte — und während sie sprach, erkannte sie plötzlich die Zwecklosigkeit ihrer Frage und wie sinnlos ihre Hoffnungen gewesen waren: „Was wirst du tun, wenn ich dir nachreise?“ Horst antwortete: „Ich bitte dich darum, das nicht zu tun. Ich liebe dich nicht so sehr als daß ich verantworten könnte, dein Schicksal von meinen Gefühlen abhängig zu machen.“

Christel ertrug auch diese kühle, sehr sachliche Begründung. Erst als sie mit Horst durch die Dünen in das Dorf zu-



rückging, ließ sie für einen Augenblick ihre Gefühle ausbrechen:

„Ich gehe neben dir her als sei nichts geschehen. Dabei möchte ich schreien, zerbrechen, was unter meine Hände gerät, zerstören, was um mich ist.“

Und als sie sich trennten, sagte sie: „Ich weiß, daß du nicht zurückkehrst. Du hast es mir deutlich genug gesagt. Und doch kann ich nicht daran glauben. Ich werde manchen Tag auf der Mole stehen, wenn der Dampfer anlegt, und hoffen, daß auch du einmal über die Landungsbrücke kommst und wieder bei mir sein wirst. Ich werde mich an diese Hoffnung klammern, die keine Hoffnung ist — heute, morgen, nächsten Sommer, wenn du mich längst vergessen hast.“ —

Als Horst am folgenden Morgen zum Hafen hinunterstieg, war Christel noch nicht gekommen. Der Dampfer tauchte bauchig-grau aus dem Frühnebel auf. Die Maschine stoppte; ein Fischer, der auf der Brücke stand, knotete das ihm

zugeworfene schwere Tau um den Anlegepfeiler. Horst ging an dem blaugrün uniformierten litauischen Hafenzwischenwachen vorbei an Bord. Zwei Minuten vor der Abfahrt des Dampfers sah er Christel; er winkte ihr zu, sie hob den Arm, eine Frau mit feuerrotem Kopftuch kam über die Laufbrücke gestürzt, — dann setzte sich der Dampfer in Bewegung. Das Bild des Hügels mit Häusern und Gärten, der satten, wässerigen Düne, der Kopfhalde vor der grauen, aufgeregten Flut des Hafens verblaßte und löste sich auf.

Während der Dampfer über das Haff stampfte, stieg Christel noch einmal in die Dünen, dorthin, wo Horst sie zum ersten Male getroffen hatte. Sie hörte den Hirtenruf an die Herden, diese fremde, klagende, weltferne Tonfolge, sah die Rinder schwarz und grau durch die Täler trotten, fröstelte in dem feinen Sprühregen, der sie durchnäßte, und wußte nicht, was sie mit ihrem Herzen beginnen sollte.

Dann ging sie in das Dorf zurück.

## Abendlied

Ein erster Stern  
im Westen steht.  
Der Wind hat kühl  
den Tag verweht.

Der Wald steht groß  
und schweigend da.  
Schmal kreist der Mond  
und ist dir nah.

Der Fluß treibt breit  
und tief in Ruh  
mit Schiff und Mast  
dem Hafen zu. —

Vergiß, was du  
erlitten hast.  
Dich laden Mond  
und Nacht zu Gast.

Kurt Kuberzig

# Junge Pferde

In den Ebenen weidet der Tiere edelste Herde,  
schreitet der jungen Pferde starkes Geschlecht über die Erde,  
jagt auf schnellenden Hufen über das Land,  
trägt seines Leibes Kraft in die Bewegung gebannt.

Edles Blut paarte sich edelstem Blute, vererbte dem Enkel  
den Adel des Wuchses, die Kraft der mächtigen Schenkel.  
Der Pferde Schönheit, die sich in ihrer Bewegung beweist,  
entstammt ihrem Geschlechte, dem Blute, das in ihnen kreist.

Bewegte Nüstern unter den flammenstrahlenden Augen,  
blitzende Leiber voll Kraft, die zu jagendem Spiele taugen,  
streckende Häuse, zitternde Strähnen, Mähnen, flutend im Licht,  
durchjagen die Pferde die Weite der Erde jung und wie ohne Gewicht.

Die Ebene lebt in den Herzen, spielt in den Augen der Pferde,  
der Bogen des Himmels, die federnde Fläche der Erde.  
Ihre Lungen härtet der Koppeln ruhloser Wind,  
der aus den fernen Steppen weht, der in den Wäldern verrinnt.

Wetter peitschen den Leib, Wind, dessen ewige Regung  
ihren Atem fühlt, ihre Glieder stählt zu gespannter Bewegung.  
Boden und Stürme, Jagden und Wetter machen die Pferde hart,  
daß sich der Zartheit der Glieder die Kraft ihrer Körper paart.

So üben sie ihre Kraft in ihren frühen Jahren,  
den Adel ihres Geschlechtes herrlich zu offenbaren,  
stark zu sein für den Dienst unter des Menschen fordernder Hand,  
dessen Liebe den Stolz der Pferde und ihre Scheu überwand.



# Die alte Babe

Erzählung von Stefan Andres

Die alte Babe war über sechzig alt, dürr und abgeblättert wie ein Besen aus Birkenreisern, als ihr nach allerlei vergeblichen Versuchen unter den Marktweibern in ungeahnt höherem Maße gelang, was keinem Prediger, keinem Stadtkommandanten, keinem Bürgermeister vor ihr gegeben war, nämlich: neun Tage lang ihre Stadt in Atem zu halten, in einem einzigen, ängstlichen Atemzug, der die Stadtmauern von Görtlich wie ein zu eng gewordenes Wams zu sprengen drohte.

Sie kam von Deutsch-Ossig die Landstraße längs der Reize herein, beladen mit einer gewichtigen Weissagung und beladen mit einem Korb, in dem ein Huhn schurrte, und gelegentlich, wenn der Weg zu schlecht wurde, und der Korb schwankte, einen Seufzer steigen ließ, der zwischen Kopf und Kropf irrte, ein verlorener Ton. Die alte Babe ging vorsichtig und gedankenvoll, auf Eiern ging sie, auf den gefotenen und gebratenen Eiern, die das Huhn, das sie von ihrem Sohn in Deutsch-Ossig erbettelt hatte, noch legen würde. Und derweil ein Eierkuchen wie eine Sonne vor ihr tanzte, seufzte sie, aber nicht vor Lust, sie seufzte in tiefer Trauer, denn der Eierkuchen wurde braun, dann rot, und schließlich platzte er und schüttete Feuer herab. Der Eierkuchen und die Sonne, sie tanzten beide, tanzten durcheinander, wurden eins und wurden wieder zwei. Wenn das Huhn sehr fleißig legte, konnte es noch zu einem Eierkuchen werden, zu einem, nicht mehr! In neun Tagen wird die Sonne plazen und in heißen Scherben auf die Erde fallen! Wenn das Huhn nicht gut legte, aß man lieber gleich das Ei, ungekocht, warm, das hielt die Lebensgeister frisch, sagte man. Aber wozu Lebensgeister, und die alte

Babe seufzte und das Huhn schurrte und die Sonne stach und die alte Babe nickte vorwurfsvoll zu dem schwellenden Himmelsapfel und wollte es nicht verstehen.

Wenn sie von fern jemand einherkommen sah, lief sie in das wüste Feld und hielt dem Huhn den Schnabel zu und duckte sich hinter den Hecken. Ach, Korn war wenig gesät, das stand so rar wie die heilen Dörfer und Menschen. Aber die Hecken sind nicht rar, die wachsen von selber und sind gut zum Auslauern und zum Verstecken. Das wäre noch schöner, wenn so ein Landstreicher, Liedermann, Dieb, so ein schwedischer Dragoner, Schelm oder hinfender Kriegsstummelmann das Huhn in ihrem Korb merkte! Der Herrgott ist vergessen, wenn sie auch feinetwegen einen ewigen Krieg führen, und gestorben ist man schneller, als ein Huhn ein Ei legt, und es sind schon mehr eines Huhnes wegen in dieser Zeit überfallen worden als um ihrer Tugend willen!

Aber so oft sie sich verstecken lief, war sie auch versucht, auf den Mann hinzulaufen, gegen die Sonne zu zeigen und die brennende Weissagung weiterzugeben: „In neun Tagen!“

Siebenmal war sie schon mit dem Huhn hinter die Hecken geflüchtet, die ängstliche Prophetin, siebenmal ihrem Auftrag untreu geworden, da tauchten in der Ferne die Türme auf, die Nadel des Mönchs, der gemästete Kaisertruh und der Reichenbacher. Ach, und der Finger überm Rathaus, da wollte sie bald sein — und auch den Finger aufheben — indem kam ein Trab — o Gott, hinter ihr her — aber sie seufzte erleichtert, das sah sie mit ihren blöden Augen noch, das war der lahrende Schimmel des Stadtphysikus, ja, der Schimmel lahnte, vielleicht, weil der



Caspar David Friedrich: Sudetenlandschaft  
(ehem. Gräfl.-Medemische Sammlung in Elley, Rurland)



Herr Stadtphysikus neuerdings einen so kognmächtigschweren Titel vom Schweden bekommen hatte; früher hatten die Bürger keine Titel, aber Pferde und Geschirr, das auf eine Meile blind macht, o welche Zeiten, neun Tage noch — und da lief sie an die Straße, hob den Finger gegen den Himmel und der Herr Stadtphysikus erfuhr es auf der Stelle, er nahm vorerst eine Priese, und dann noch eine, nieste und blickte gedankenvoll die Sonne an. „Dann muß ich noch heut meinem Grabmessen Bescheid geben!“ sprach er und fuhr eilends davon.

Vor der Stadt sprach sie den Seiler an: „Laßt nur das Seilen — in neun Tagen!“ Der Seiler rief seinen Gesellen Feierabend zu, obgleich die Sonne noch stand. „Gott sei Dank!“ rief er, „endlich, das Seilspinnen war kein redlich Handwerk mehr! Nur noch für den Henker und den Kriegsknecht gearbeitet. Und beide lohnens nicht!“ Der Reißewirt aber trat an den Schantisch, wies auf die alte Babe und sprach zu den Zechern: „Hört ihrs! In neun Tagen! Was nützt da alles Sparen!“ Da er aber das Bier trotz der unverläßlichen Sonne nicht umsonst schenkte, schwoll seine Geldkase noch an diesem Abend, als hätten die Zecher allesamt den Hecksfennig auf der Peters-treppe gefunden.

Als die alte Babe auf den Marktplatz kam, es dämmerte schon, wunderte sie sich sehr, weil da alles lief und stand und durcheinanderquirlte wie bruzelndes Öl in der Pfanne. Ach, der Eierkuchen! Sie wußte nicht, sollte sie zuerst nach Hause und das Huhn besorgen oder sollte sie zuerst aufs Rathaus. Da sie eben unschlüssig den Platz überquerte und soeben doch geschwind noch einer Nachbarin das Schreckliche mitteilen wollte, lachte die: „Ach, das brauchst du mir zu bringen, das wußte ich schon heute morgen!“ Da stellte die alte Babe den Korb hin und schüttelte zuerst den Kopf. Aber dann lachte sie ihrerseits, schrie: „O, du abgeklapperter Besenstil, heute morgen wußtest du das! Warst du in Deutsch-Ostig? Hast du mit dem schimmelgrauen Mann gesprochen, am Birnbaum über der Reißer?“ Und sie gerieten beide so in Zorn, daß sie sich in die Haare fuhren. Das gab Auflauf

und die Scharwache kam und nahm sie beide mit.

Im Rathaus, da war der Herr Stadtphysikus bei den Räten. Und als er die alte Babe sah, rief er: „Da kommt sie ja!“ Die alte Babe blickte die Nachbarin höhnißch von oben an: „Hörst du, da kommt sie ja! Und du willst es heute morgen schon gewußt haben. Da muß dich der Teufel hin und her getragen haben, du alte Gafe!“ Und sie erzählte, was der graue Mann ihr mitgeteilt habe. „In neun Tagen!“ Man fragte sie, wie er ausgesehen habe. „Grau war er, schimmelgrau, grau wie ein Esel, wie ein Mehlsack, wie ungebleichtes Linnen, ganz grau!“ Ob er einen Bart hatte? „Ja, einen grauen Bart hatte er, grau wie Graphit, wie Staub! Er war sehr alt!“ Und was er genau sagte, der graue Mann? „Genau? In neun Tagen wird die Sonne plazen und in Stücken auf die Erde fallen! Alles wird verbrennen, alles!“ Und sie zählte alles auf, was verbrennen sollte!

Der Rat hörte zu und jeder machte ein ernstes Gesicht, wie immer, wenn etwas zu beraten war. Schließlich fragte der Bürgermeister, was da zu tun sei, es müßte doch etwas getan werden. Der Hauptpastor schlug Bußgottesdienste vor, die nützen auf jeden Fall. Falls der göttliche Entschluß nicht wie bei Ninive geändert werden könnte, so doch das unbußfertige Herz des Sünders.

Ein Tuchermeister schlug vor, angesichts der Möglichkeit, daß vielleicht nicht die ganze Welt, sondern nur ihre Stadt untergehen sollte, möchte man versuchen, die bewegliche Habe ins Gebirge zu bringen, wohin das Feuer vielleicht nicht käme. Vor allem aber müßte man es heimlich tun und die Schweden und überhaupt das Bettlerpad nicht benachrichtigen, sondern in der Stadt zurücklassen, das sei ein Rat für alle Fälle. Dieser Rat fand größeren Beifall. Die alte Babe aber schüttelte den Kopf: „Der graue Mann sagte: die Welt geht unter! Nicht die Stadt Görlitz! Ich muß es wohl wissen!“ Und es stieß ihr ein Hungervölckchen auf, ihr Magen rollte, das war ein drohender Donner. Sie schluckte artig, schwieg und blickte sich mit heimlicher Neugierde im Rathause um. Ja, die alte Babe, daß sie

einmal im Rat sitzen sollte! Der Herr lenkt des Menschen Läufe wie Wasserläufe.

Der Jesusbäcker, ein frommer Mann, an dessen Haus eine der vom seligen und strengen Bürgermeister Emmerich vor grauer Zeit schon errichteten Kreuzwegstationen zum heiligen Grabe angebracht war, dieser Jesusbäcker, der seiner Hausfront alle Ehre machen wollte, schlug vor, man sollte es sich die letzten Tage gut sein lassen und alle Armen mit Brot und Fleisch sättigen, die Schweden in Bier schwimmen lassen und so ein freudiges Jerusalem der herunterfallenden Sonne bereiten. Er wollte von sich aus 250 Laib Mischelbrot und 100 Laib Kornbrot dazu stiften. Die alte Babe dachte: und ich mein Huhn, das wär etwas! Und sie lachte hinten im Halbe. Das Huhn stand neben ihr und schurrte. Vielleicht hatte es eben ein Ei gelegt, oh, sie hatte Hunger!

Der Wirt aus dem braunen Hirschen erbot sich, drei Fuder Wein aufzulegen, wenn die andern Wirte diesem Beispiele folgten, schlug aber vor, einen Sechser fürs Maß zu erheben, um der Unbändigkeit zuvorzukommen und auch für alle Fälle. „Denn“, so schloß er, „sollte der höchste Herr seinen Entschluß ändern, wäre der Verlust zu groß und bei der allgemeinen Unsicherheit des Handels und Wandels müßten wir auf einen teuern Weinkauf ausgehen!“ Die alte Babe schüttelte nur den Kopf, dann erhob sie sich und wollte gehen. „Weil meine Worte ja nur auf taube Ohren stößen!“ sagte sie.

Draußen hatte sich ein großer Lärm erhoben. Die Stimmen prasselten wie ein Sturzregen über dem Pflaster und manchmal hörten die Ratsherren einen Choral unter dem Geschrei.

Als die alte Babe so gesprochen hatte, erhob sich Gregor Gobisch, seit einigen Jahren schrieb er sich Gregorius Gobius, er schüttelte die Perücke einmal heftig und stand in einer Gloriolen von Puder da, er zupfte die französische Brotatweste unter seinem allbekanntem roten Rock, räusperte sich und sprach: „Wie denn, hochlöblicher Rat, ist es möglich, daß die Sonne, wenn sie zerbrechen sollte, unsere kleine Erde, welche Kleinheit die Gelehr-

ten erwiesen haben, mit ihren Scherben treffen kann! Treffen doch aus den trefflichsten Kartauten die wenigsten Schüsse, wie aus den vielen Erfahrungen auf den Mauern unsrer Stadt wir wissen. Und überdies wissen wir, daß die Sonne nicht einmal zielt, wie unsre Richtleute zielen.“ Der Hauptpastor zupfte geschwind an seinem weißen Latz, aber er sagte nichts. Die alte Babe wiederholte: „Ich gehe!“ Gregorius Gobius aber sprach in die Richtung, wo der Hauptpastor saß, mit seiner christlichsten Stimme: „Und sind überdies die Zeichen erfüllt, die der Erde das Ende verkünden? Hat der Antichrist schon sein Reich errichtet?“ Da schrie der Hauptpastor: „He, hört den Ungläubigen, den Zauberer und Geldmacher, ich glaube, er ist in der Stille Papist, wie könnte er sonst das Reich des Antichristen verkennen; der da sitzt in Rom und mit seinen jesuitischen Heuschreckenschwärmen das gelobte Land des Evangeliums überfällt. Aber wir wissen, daß Herr Gobius aus geheimen Büchern eine gewisse Kunst betreibt, vor allem die Kunst, Leichname zu balsamieren, welcher Frevel sich gegen das Gebot des Herrn richtet, daß wir aus Staub sind und wieder zu Staub werden sollen. Oder steht geschrieben, daß wir zu Mumien werden sollen wie die Iffsanbeter?“ Die alte Babe nickte. Als aber nun Gregorius Gobius auf den Hauptpastor mit scharfen Worten eindrang, und sein Recht, Leichen einzubalsamieren 1) aus dem Naturrecht, 2) aus der Bibel, 3) aus dem Brauch der Völker, 4) aus der Ehrfurcht vor dem Tempel des heiligen Geistes, welcher ist der Leib des Christen mit langer Rede bewies, so lang, daß die Kerzen dreimal geschneuzt wurden, da fühlte die alte Babe in ihrem Magen eine Schwäche, die bei jedem Punkt des Herrn Gobius zunahm, bis sie schließlich, als er beim Tempel des heiligen Geistes angelangt war, sanft vom Sessel sank. Und während der erschrockene Rat sie mit fünfzig Händen und mehr noch umdrängte, von denen nur einige an sie gelangten, und auf den Sessel zurückhoben, und während sie immerfort seufzte: „O Gott, o Gott, in neun Tagen!“, rief der Herr Hauptpastor, rief immer wieder, bis seine Stimme sich überschlug: „Jeru-



salem, Jerusalem, daß du die Tage der Heimsuchung erkanntest —“ Da er aber an die Stelle kam: „wie eine Henne ihre Küchlein versammelt — — —“, fuhr die alte Babe auf, suchte neben sich, vor sich, hinter sich und rief: „Wo ist mein Korb, wo ist mein Korb!“ Und als sie den Korb erblickte und gestand, ein Huhn von ihrem Sohn aus Deutsch-Ostig sei darinnen, da lachte Herr Gobius: „Beim Huhn der Prophetin, laßt uns auseinandergehen!“ Aber da wurde der Hauptpastor noch zorniger, Herr Gobius gab wieder Antwort, und diese denkwürdige Sitzung endete damit, daß der Hauptpastor die Gobiusische Perücke in der Hand hielt, wohingegen die rechte Backe des Hauptpastors die fünf Finger des Gobius abgebildet trug. Und da der übrige Rat Partei nahm, war eine große Spaltung entstanden, eine linke und eine rechte Seite. Die Gobiusische Seite war nicht recht überzeugt vom Weltuntergang, die Seite des Hauptpastors aber beschloß, jeden Tag zum heiligen Grab von Görlitz alle Stationen unter Psalmen und Choral zu gehen, bis zum neunten Tag, wenn der Herr auf den Wolken erschiene.

So endete der erste Tag. Am zweiten Tage wurde es in Görlitz über die Massen heiß, und die Bußprozession ließ Stapfen von Schweiß hinter sich, seit hundert Jahren, so hieß es, sei kein so heißer Tag über Görlitz gewesen. „Am Nordpol ist Eis und Schnee“, sagte Gregorius Gobius getrost im braunen Hirschen, wo sich alle seine Anhänger versammelten.

Am dritten Tag geschah es, daß ein Hirtenmädchen von einem Schwein in die verborgene Höhle geführt wurde, unterhalb der Landeskronen. Da sei der graue Mann gewesen und habe gesagt: „In neun Tagen!“ Gobius aber spottete: „Seht, wir haben zwei Tage Frist hinzubekommen!“

Aber es war doch ein seltsames und bedrücktes Säufen in allen Gewölben, die Hitze ließ auch an den folgenden Tagen nicht nach und es war, als wollten die Zecher ein unauslöschliches Feuer in ihren Eingeweiden tilgen.

Im braunen Hirschen geschah es am vierten Abend, daß ein schwedischer Leutnant sich vermaß, und zwar in Gegen-

wart des herbeigerufenen Hauptpastors, sich in seinen Degen zu stürzen. Da er aber stich- und hieb- und kugelfest war, durch seinen Mansfelder Taler am Halse, der das Bild des Drachentöters Georg auf der einen Seite und das Schifflein Christi auf der andern Seite eingepreßt trug, wollte er mit dieser spitzigen und gefährlichen Probe dartun: wenn der Zauber nicht hält, geht die Welt unter. Aber die Welt geht nicht unter, denn der Zauber hält! Und obgleich ihm Gobius nahelegte, man lebe in der Zeit der Falschmünzerei (was er gegen den Hauptpastor hinsagte) und es sei nicht erwiesen, ob der Mansfelder gut sei — der Leutnant zwangte seinen Degen zwischen Bank und Gefäß, nahm lachend einen Anlauf und lag dann jämmerlich im eigenen Stahl, der ihm plötzlich wie ein Dorn aus dem Rücken wuchs.

Da war am fünften Tag die Prozession zum heiligen Grabe größer geworden und das Häuflein im braunen Hirschen kleiner.

Zum Hause der alten Babe aber kamen die Frauen den ganzen Tag. Sie ließen sich den grauen Mann beschreiben, den Plaz, wo er gestanden, die Worte, die er gesagt hatte. Und viele schrieben sich alles auf einen Zettel und legten ihn unters Kopfstücken. Und die Frauen vergaßen das Kochen und Putzen und Bettenmachen, sie standen vor den Haustüren, blickten gegen die Sonne und sprachen den ganzen Tag. Die Männer aber schimpften und wollten zu essen haben, die Kinder weinten und verstanden nicht, warum ihre Milch sauer und ihr Brei angebrannt war.

Die alte Babe aber lebte in Hülle und Fülle. Das Huhn legte alle zwei Tage ein Ei, und die Frauen, die kamen, brachten der frommen Prophetin Braten, Weißbrot und Wein. Jetzt wäre es schön gewesen, wenn man hätte sagen können: „in neun Tagen!“, aber es waren ihrer nur noch drei, zwei, und dann kam der letzte.

In den ersten Tagen war der Jammer im Volke groß gewesen, in den folgenden waren die Tränen verbraucht und die Kehlen rauh und die Worte alle zum tausendsten Male wiederholt. So kam es denn auch, daß die Prozession am achten

Tage die geringste Beteiligung hatte, es gingen mit dem Hauptpastor nur einige Prediger und Kinder und Betteln. Am neunten Tage machten die Männer zur Probe nun gleichsam allesamt erust. Nur Gobius und einige Hartgesottene ließen sich nicht herbei. Der Bürgermeister aber ließ sich vom Hauptpastor herrichten und gab Anordnung, am neunten Tage Gobius und seine Gesellen in den Turm zu sperren, weil der dem gläubigen Volke Argernis gebe und ein Zauberer und Reher sei. Die Schweden wollten ihn zwar aus dem Turm holen, er aber bat, ihn und seine Anhänger in Sicherheit zu lassen, denn der Turm sei feuerfest und so überlebe er mit seinen Getreuen das Ende der Welt. Während man nun auf Beschluß des Rates die andern Gefangenen aus den Verliesen in den Abend hinausließ und die Scharwache durch die Gassen strich, um Ordnung im großen Gedränge und Wehklagen zu halten, stand der Hauptpastor inmitten der Choralsänger im vollen Ornat auf dem Marktplatz am Brummen. In den Lauben saß auf hergerichteten Bänken gedrückt der Rat und die Honoratioren, die Menge stand wie ein Kornfeld Halm bei Halm und wogte und wisperte; die Uhr vom Mönch schlug zwölf, ach Gott, nun waren es nach der Ratsuhr noch sieben Minuten, denn der Mönch ging sieben Minuten vor nach altem Brauch. Da kam ein Mann durch die Brüderstraße heraus, ging zum Brummen hinüber, wo der Hauptpastor sich aufgestellt hatte und er sagte: „Verzeiht, Herr Primarius, aber es ist besser für Euch, wenn Ihr nach Hause geht!“ Als ihm der Hauptpastor die Lampe ins Gesicht hielt, schrie er auf: „Reher bis zuleht! Weh Euch, der Herr kommt!“ Der Mann zuckte bedauerlich die Schulter und sagte: „Ob ich ein Reher bin, Herr Primarius, wollen wir morgen sehen!“ „Morgen?“ Der Hauptpastor stotterte über diese Gottlosigkeit und den Hohn, den er in der Stimme des Schusters Böhme zum tausendsten Male entdeckte. Und zur Laube, wo der Rat saß, rief er: „Führt diesen Mann fort, er glaubt nicht an die Wiederkunft Christi!“ „Es ist der Böhme-Schuster!“ tuschelte es unter den Lauben und im Volke. „Ich glaube an die Wiederkunft

Christi“, rief die klare, sanfte Stimme über den lichternden Markt, der plötzlich still war, als seien die Köpfe reglos und tote Pflastersteine geworden, „Christus kommt wieder in jedem Menschen zu jeder Stunde, wenn er zur Sonne Gottes ja sagt — ihr aber macht aus der Wiederkunft eine Possel!“ Der Primarius schrie. Aber der Böhme-Schuster blieb stehen und lächelte. Dann ging er auf die Rathaustrampe und rief: „Geht schlafen, morgen ist auch noch ein Tag!“ Aber alle blieben stehen und der Markt murrte. Da kam die Scharwache, vom Rate geschickt, und holte den Böhme-Schuster von der Treppe und führte ihn in den Turm, wo Gobius mit den Seinen zechte. Und Jakob Böhme trank in dieser Nacht, bis der Morgen graute und die Sonne stieg.

Denn, wieviel Choräle auf dem Markt auch gestiegen waren, es wurde Mitternacht und Morgen und nichts geschah. Die Herren vom Rat atmeten auf, und alle, die's Zipperlein hatten, fluchten auf das mucksmäufige Stillsitzen unter den Marktklauben, und es fiel auch ein Stück des ratlichen Murrens dem Hauptpastor vor die Füße. Da dachte der an die Prophetin, sagte es laut, und alle wiederholten laut, nachdrücklich und mit Befehlsstimme: „Die alte Babel!“ Die Scharwache fand sie auf ihrer Stube, schwimmend in einer funkelnden Lache Wein. Nun, da sie die dicgeschlafenen Augen aufstut und die blinkenden, gezackten Hellebarden über sich sah, duckte sie sich, denn sie nahm das in der Morgensonne funkelnde Eisen für heiße Sonnenscherben und wimmerte ihr Sterbegebet.

Noch in der Morgenstunde stand sie vor dem Rat, neben sich den Korb und das Huhn darin. Der Hauptpastor wollte sie wegen arglistiger Blendung des christlichen Volkes in heiligen Dingen zum Tode verurteilen lassen, aber Gobius, der zum Rate wieder erschienen war, ließ ein säuerliches Rülpsen steigen und sagte: „Die Welt ist voll alter Baben. Wenn man sie alle köpfen wollte, gäbe es keine Aufregungen mehr. Und uns, fürwahr, so denke ich doch, ist die Nacht gut bekommen!“ — — —

Da schauten sich einige der Herren vom Rat verlegen an und das rettete dem



Weibe das Leben. Sie wurde aus der Stadt verbannt. Am Reichenbacher Tor aber gab ihr Gregorius Gobius die Hand und ließ sie der heiligen Dreifaltigkeit schwören, daß sie ihm ihre Leiche zum Versuch der Einbalsamierung überlassen werde. Und als sie es geschworen hatte, sagte er: „Dann schneide ich dir den Bauch auf, und in deinem Herzen finde ich es, wer der graue Mann war!“ Da reckte sich die alte Babe und rief:

„Gott steh mir bei, grau war er, grau wie ein Esel, wie mein Haar so grau, aber ich weiß nicht mehr, ob er sagte, neun Tage oder neun Jahre! Bei Gott, ich habe es vergessen! Aber die Welt wird untergehn, glaubt es mir, ganz gewiß! Ich glaube, in neun Wochen, oder neun Monden, ich habe es vergessen!“ Und sie schob ihren Korb, in dem das fleißige Huhn schurrte, unter den andern Arm und schritt zornig zum Tore hinaus.

## Das Grabgeleit

Als sie den Toten begruben, der Zug der Wagen war lang.  
Die Glocken zu läuten anhuben den dunkelsten Trauersang.  
Sie fuhren durch Korn und Lupinen, durch Gersten- und Saferschlag.  
Wo's wogte, er lächelte ihnen, er murrte, wo's niederlag.  
Sie fuhren durch Koppeln und Weiden, es kamen die Tiere heran,  
Als wüßten sie um das Scheiden, als rief er sie leise an.  
Da weinten auf die Frauen, und die Männer nickten schwer.  
Eine Lerche, nicht zu schauen, sang süß aus dem Himmel her.  
Sie kamen auf den Hügel, da hielten die Pferde an,  
Und ruckte doch keiner im Zügel oder rief dem Gespann.  
Da mußten sie alle halten wie auf des Toten Geheiß.  
Die Jungen und die Alten sahen sich um im Kreis.  
Es war, als hörten sie rauschen viel Stimmen im tiefen Korn,  
Es sang in ihr staunendes Lauschen so nahe, so weit ein Born,  
Dann war von Schritten ein Wandern sehr lange zu ihnen her,  
Sprach einer zum Kommenden andern: o heilige Wiederkehr!  
Der letzte sprach's, und nun schritten sie schon vor dem Leichengespann,  
Nun war der Tote inmitten, nun zogen die Pferde an.

Herybert Menzel

# Die Flucht in das Moor

Erzählung von Max Lippold

Fortsetzung und Schluß

Role Brandt ging hin und her. Seine Gedanken wanderten über die nächtliche Ebene, und er sah das Land noch so, wie er es im Frieden gesehen hatte. Einmal war er mit dem Heuwagen durch die abendlichen Dörfer gefahren. Auf den Straßen sang und spielte die Jugend unter der Dämmerung der Sommernacht, die Mädchen tanzten in bunten Kleidern, und die Luft war voll vom Duft der blühenden Gärten. Auf den Höhen rings leuchteten die Teerfackeln, es war Johannisnacht, die Nacht der Jugend. Und er fuhr durch das Land, stumm und traurig, es wurde ihm seltsam schwer zu Mut, und zum ersten Mal wohl fühlte er so recht Schönheit und Tragik des menschlichen Lebens. Er war alt und stieg langsam die Stufen hinab, während die Jugend ringsum sie hinaufstieg. Das Alter schien ihm sinnlos und unendlich leer, da sein Herz noch jung war wie in jenen Zeiten der durchliebten Nächte.

Daß er jetzt an jene Stunde denken mußte, die ihm nichts weiter geschenkt hatte, als Gedanken über Leben und Tod? Doch, sie hatte ihm eine große Erkenntnis geschenkt, die Erkenntnis, daß in der Jugend alles fortlebt, was groß und wertvoll ist, und daß es nie ein Ende gibt, solange dem Volke seine Erde gehört.

Role Brandt schaute die schlafenden Kinder an, und plötzlich war vieles für ihn unbedeutend geworden, was ihn in diesen Tagen beschäftigt hatte. Haus und Hof, die Todesangst in der Brust und das eigene Leben, — das alles war ja nichts gegenüber der Zukunft dieser Kinder hier. Das Leben eines Kindes galt ja mehr als das hundert weklender Körper! Die alten, vertrockneten Hände würden

nichts mehr aufbauen, was der Feind zerstörte, wohl aber diese Jugend — — — „Markow,“ murmelte Role Brandt und berührte seine Schulter. „Schläfst du?“

„Nein.“

„Steh leise auf und folge mir.“

Als sie hinter dem Schilf waren und die Frauen nichts mehr hören konnten, sagte Role Brandt: „Ich habe mich entschlossen, Lebensmittel und Wasser zu holen. Du folgst mir bis zum Moorweg, dort wartest du, bis ich aus dem Dorf zurückkehre.“

„Ja, bist du denn wahnsinnig geworden? Das Dorf ist voller Russen — hörst du nicht die Bewegungen auf der Landstraße?“

„Ganz gleich. Ich wage den Gang trotzdem.“

„Du bist leichtsinnig, Brandt! Welcher Teufel hat dich nur auf diesen Gedanken gebracht!“

„Wenn wir sofort aufbrechen, merkt es keiner im Lager, und das ist gut so. In spätestens zwei Stunden können wir wieder zurück sein.“

„Aber —!“

„Was wolltest du sagen?“

„Aber das ist doch direkter Selbstmord, zum Teufel!“

„Ein Wagnis, gewiß. Doch hoffen wir, daß es gut geht, um der Kinder willen!“

„Eben, der Kinder wegen darfst du nicht dein Leben aufs Spiel setzen! Was soll aus uns werden, wenn du nicht mehr zurückkommst, Brandt?“

„Dann bist du ja noch da und kannst den Frauen behilflich sein, falls etwas geschieht und ihr das Moor verlassen müßt.“

„Du siehst doch wohl, daß ich meine eigenen Knochen kaum weiter zwingel!



Und die anderen Männer sind noch älter.“

„Folge mir,“ sagte Role Brandt und begann, sich durch das Schiff zu tasten.

„Nein, das ist Wahnsinn!“

„Du bist also jetzt auch noch gegen mich, Markow? Ich weiß, daß alle mir die Schuld zuschieben, alle, ausnahmslos, wenn sie es auch noch nicht aussprechen. Ich habe alle von der Flucht zurückgehalten, hörte ich heute eine Frau sagen, als wenn ich mich nicht bis in die letzte Minute um eine Fluchtmöglichkeit bemüht hätte. Glaube mir, Markow, wir wären alle längst Zivilgefangene, wenn wir zu Fuß geflüchtet wären, wie es einige wollten. Wie weit hätten die Kräfte der Kinder und alten Weiber gereicht, wie weit? Einige Stunden vielleicht, dann hätten uns die Russen in den Straßengräben gefunden. Hier stehe ich, schlägt mich tot, wenn ihr meint, daß ich euch in die Hölle geführt habe! Bisher ist noch keinem ein Haar gekrümmt worden, und ich glaube immer noch, daß wir hier sicher sind vor dem Feind! Und solange —“

„Ich bin der letzte, der daran zweifelt.“

„— solange ich atme, will ich auch dafür sorgen, daß keiner im Lager verhungert oder verdurstet, vor allem keines der Kinder! Kommst du jetzt?“

„Du mußt nicht glauben, daß ich dir irgendwelche Vorwürfe mache, Brandt, nein. Ich wollte dich nur vor deinem Unternehmen warnen, nichts weiter.“

„Ich habe noch meinen klaren Kopf, ich weiß sehr wohl, in welche Gefahr ich mich begeben. Du brauchst mich nicht zu warnen.“

„So.“

„Nein!“

„Ich verstehe dich plötzlich nicht mehr,“ sagte Markow.

„Gib mir wenigstens die Hand, für den Fall, daß ich nicht wiederkehre.“

Einen Augenblick zögerte Markow und sah auf die ausgestreckte Hand, dann sagte er: „Ich komme mit.“

Die Nacht war für solch einen gefährlichen Gang doch etwas zu hell, aber eine völlig dunkle Stunde hatte es in den letzten Nächten nicht gegeben und war auch heute nicht zu erwarten. Die August-

nächte sind kurz, und bald nach Mitternacht beginnt es bereits zu tagen.

Als die beiden Männer sich Schritt für Schritt an der Blänke vorübertasteten, zuweilen bis zu den Knien im Schlamm, da sie trotz des schwachen Mondlichtes den Pfad verfehlt hatten, stießen sie auf einen Baumstamm, der wohl vom Sturm ungerissen worden war. Role Brandt betrachtete den Baum und sagte: „Wir werden ihn morgen über jene Stelle legen, die den Frauen auf dem Hinweg große Schwierigkeiten machte. Das wird dann ein ganz guter Steg. Vergeß es nicht!“

Und schweigend ging es weiter. Als sie wieder auf dem festen Pfad waren, schritten sie rasch aus, denn solange das Schilf ihnen über dem Kopfe ragte, bestand keine Gefahr. Aber je näher sie den Feldern kamen, je niedriger wurden Schilf und Strauchwerk, und schließlich hörte es ganz auf. Vor ihnen schimmerten die gelben Kornäcker, es war verflucht hell draußen, man konnte den Kirchturm gut erkennen. Hinter dem Hügel, wo sich in einiger Entfernung die Landstraße hinzog, rollte es leise, kaum vernehmbar. Im Dorf selbst schwieg alles, und das war ein Zeichen, daß dort völlige Ruhe herrschte, denn jede Bewegung auf dem Kopfsteinpflaster mußte in der stillen Nacht laut und deutlich zu hören sein. Am Abend waren die Geräusche ja bis zum Lager gedrungen. Entweder war der Feind zur Ruhe übergegangen oder es befand sich augenblicklich überhaupt kein Russe im Dorfe.

„Hier erwartest du mich,“ sagte Role Brandt und drückte Markow die Hand. Rasch schlich er sich in die Felder hinein und tauchte in einem Graben unter, der nach seinem Hofe führte.

Schritt für Schritt, Meter für Meter schlich er sich wie ein Dieb vorwärts. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, hob den Kopf über den Grabenrand und spähte nach allen Richtungen. Nichts, keine Seele, kein Laut von den Höfen, aber trotzdem war es Role Brandt, als müsse ihm jeden Augenblick ein Gewehr mit Halt gebieten. Plötzlich warf er sich lang in den Graben und drückte das Gesicht in das Gras. Was waren das für Gestalten, die er für den Bruchteil einer Sekunde dicht neben

dem Graben gesehen hatte? Er wagte nicht aufzuschauen, sich nicht zu rühren, eine ungeheure Angst bohrte wieder in seiner Brust, und ihm fielen die Berichte der Flüchtlinge aus den Grenzdörfern ein, nach denen der Feind alle Männer, die er ergreifen konnte, nach Sibirien verschleppte.

Wie lange Role Brandt gelegen hatte, wußte er nicht, aber als nichts geschah und er schließlich den Kopf hob, sah er einige Kühe im Ahrenfeld, die jetzt ganz dicht herangekommen waren. Ein wenig ärgerlich über die verlorene Zeit schlich er weiter und stand bald vor einem Feldweg, einige Schritte von seinem Gehöft entfernt. Hier mußte er allerdings aufrecht gehen und konnte leicht bemerkt werden, wenn der Feind sich tatsächlich in der Nähe befand.

Aber der Hof war leer. Aufgebrochene Türen gähnten ihm entgegen, und in den Stuben lag alles wüst durcheinander gewürfelt und halb vernichtet, sogar die Fußböden waren aufgerissen. „Verflucht!“ knirschte Role Brandt, als er sein verwüstetes Heim sah, und zum ersten Mal fühlte er einen unbändigen Haß in sich, daß sich unwillkürlich seine Hände zu Fäusten ballten. Fluchend und alle Vorsicht außer acht lassend, schritt er durch sämtliche Räume seines Hauses, stieß mit den Füßen, was ihm im Wege lag, und brach selbst noch eine Tür auf, die die Russen nicht gefunden hatten.

Dann suchte er sich Körbe und Spaten und begann zwischen den Blumenbeeten im Garten ein Loch in die Erde zu graben. Er hatte keine Eile dabei, völlig ruhig nahm er eine Kiste nach der anderen heraus, füllte die Körbe mit Brot und Speck, zählte sogar Geld und Wertpapiere, die er in einer Kassette mit vergraben hatte. Nachdem die Körbe gefüllt waren, vergrub er wieder alles, tarnte die Stelle, so gut es ging, schöpfte noch einen Eimer Wasser aus dem Brunnen, und begab sich mit der Last auf den Weg zum Moor hinunter.

Mond und Sterne waren blasser geworden, es ging auf den Morgen, einzelne Lerchen trillerten schon über den Fluren. Sonst kaum ein Laut. Auch die Geräusche auf ferner Straße schienen verstummt zu sein.

Als Role Brandt auf Markow stieß, mußte er sich erst eine Weile ausruhen, bevor es weiterging. Aber nun lag der gefährlichste Teil des Weges hinter ihm, alles war gut gegangen, den Flüchtlingen war für einen Tag geholfen.

Sie schliefen noch, bis auf Michael Staar, der zwischen den Beerensträuchern herumkroch und seinen Hunger stillte. Role Brandt öffnete den Korb und reichte ihm Brot und Speck, und der Alte verschlang alles, als wenn er bereits zehn Tage gehungert hätte. Von ihrem lauten Gespräch erwachten alle, und es gab ein herrliches Mahl in aller Frühe; einige Frauen weinten vor Dankbarkeit, als sie von dem nächtlichen Gang hörten. Und Role Brandt steckte sich seine Pfeife an und lächelte, still und zufrieden mit sich und dem Schicksal.

Mit dem Anbruch des neuen Tages lebte das Geschützfeuer in der Ferne wieder auf. Erst waren es einzelne Schüsse nach langen Pausen, doch als es völlig hell wurde und die Sonne aufging, dröhnte es ununterbrochen wie gestern und hielt den ganzen Tag an. Und wieder wurde es Nacht, eine klare, windstille Augustnacht mit den ewigen Sternen am Himmelsgewölbe und dem Vollmond über der weiten Ebene. Bis spät in die Dämmerung hinein grollte es an der Deime, eine unruhige Nacht, unheimlich, diese Stimme des Krieges in der Ferne...

Für wenige Stunden wurde es dann still, um im Morgengrauen wieder zu beginnen. Immer der gleiche Ton, das gleiche monotone Donnern, der Tod — Wie mußte die Erde dort zermüht sein! Irgendwo im Norden stieg Rauch, schwarzer Qualm, der sich vom hellblauen Hintergrund abhob, — eine senkrechte pechschwarze Säule.

Wo mochten die unzähligen Menschen der östlichen deutschen Erde sein, die ins Angewisse fuhren? In den Städten? Am Meer? Schliefen sie unter Dächern oder gleich ihnen hier unter den Sternen? Wo mochten die Männer der Frauen in diesen Stunden stehen? Einige vielleicht dort im Gedröhn der Geschütze an der Deime. Keine Post, kein Gruß konnte die Familien erreichen, nichts. Die Zeit



schien den Menschen im Moor still zu stehen. Viele wußten nicht mehr, welcher Tag heute war, vielleicht gerade Sonntag. Immer die Geschütze in den Ohren, Tage und Nächte, unbarmherzig mußte der Tod drüben Ernte halten... Und wieder war kein Brot und kein Wasser im Lager und die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel auf ein Häuflein verlorener, totgeweihter Menschen...

In vielfacher Übermacht lagen die Russen auf dem östlichen Ufer der Deime und versuchten, seit Tagen schon, den Übergang zu erzwingen. Aber immer wieder schlug der Versuch fehl, da die deutschen Geschütze haargenau auf den deutschen Fluß eingeschossen waren und jeden Bau einer Notbrücke verhinderten.

Das Feuer, das zu den Flüchtlingen im Moor herüberdrang, kam zum größten Teil von russischer Seite. Mit einer But der Verzweiflung feuerten sie ununterbrochen auf die deutschen Stellungen und glaubten mehr als einmal, wenn es drüben still blieb, daß keine Seele mehr am Leben war.

An einem Abend verstummten die Geschütze zu einer ungewöhnlich frühen Stunde. Die Deutschen hatten seit Mittag keinen Schuß mehr abgegeben, und es war klar, daß dieses Schweigen den Zusammenbruch der deutschen Abwehr bedeutete. Um sieben Uhr stellten auch die Russen das Feuer ein, da ihnen jeder weitere Schuß überflüssig erschien. Solch eine stille Stunde hatte es seit langem nicht gegeben, und heute stand die Sonne noch hoch im Westen und glühte in den Fenstern der verlassenen Dörfer und Städte. Das war doch merkwürdig. Was würde die Nacht bringen?

Noch bevor es dunkel wurde, begannen die Russen, eine Brücke über den Fluß zu schlagen. Sie waren sehr zuversichtlich heute und nahmen keine Rücksicht mehr auf Geräusche und Gehämmer, da es auf dem anderen Ufer völlig still blieb. Das mörderische Feuer der letzten beiden Tage hatte wohl die schwache deutsche Stellung kampfunfähig gemacht, und in wenigen Stunden, wenn die Brücke stand, war der Weg nach Westen frei. Fieberhaft arbeiten die Pioniere im Schutze der Dunkelheit. Um elf Uhr wurden die letzten

Handgriffe getan, und noch immer schwiegen die Deutschen. Mein Gott, sollte es den Russen tatsächlich gelingen, die Deime zu überschreiten? Lange genug hatten sie trotz ihrer großen Übermacht um diesen Fluß gerungen, endlich nun lag der Erfolg greifbar nahe.

Eine halbe Stunde vor Mitternacht wurde die Brücke freigegeben, und die Truppen setzten sich in Bewegung. Schon hatten die ersten das andere Ufer erreicht, als ganz überraschend das deutsche Feuer einsetzte und furchtbarer als je zuvor auf den Feind niederging. Im selben Augenblick trieben die Splitter der Brücke mit samt den Truppen, die sich gerade über dem Fluß befanden, stromabwärts. Es war, als wenn die Hölle sich plötzlich über dem Feinde ausschüttete und alles in Grund und Boden schlug, was in der Nähe des Ufers stand.

Die Flüchtlinge im Moor erwachten, die Männer standen auf und begannen ihre Vermutungen über die nächtliche Schlacht drüben auszutauschen. Rolo Brandt und Markow fehlten. Niemand hatte ihr Fortgehen bemerkt; sie befanden sich wohl wieder auf dem Wege ins Dorf, um Lebensmittel zu holen.

Es war eine unruhige Nacht. Wenn das Geschützfeuer, das ewig von derselben Stelle kam, die Frauen auch nicht mehr so sehr ängstigte als in den ersten Tagen, so marterte sie doch heute das ungewisse Schicksal Rolo Brandt's. Die Kinder weinten vor Hunger, denn seit dem Morgen hatte es nichts mehr zu essen gegeben. Aber auch die Frauen und Männer warteten auf einen Bissen Brot. Michael Staar fragte nach Tabak, und als er nichts bekam, begann er wieder auf Rolo Brandt zu fluchen. Er stopfte sich trockenes Schilf in die Pfeife und betäubte so seinen Hunger.

Eine Stunde verging, zwei Stunden, und noch immer kamen die beiden Männer nicht. Im Osten graute schon der Morgen. Wind erhob sich und fuhr durch das Schilf. Es schien heute ein trüber, regnerischer Tag zu werden.

„Die kommen nicht mehr,“ sagte Michael Staar. „Ich habe es geahnt, daß diese nächtlichen Gänge kein gutes Ende nehmen.“

Nach einer Weile fuhr er fort: „Vom ersten Tage an habe ich gewußt, daß diese Wildnis unser Grab werden wird. Jetzt ist es soweit. Wären wir doch wenigstens noch vom Bahnhof mit dem Beamten und den Arbeitern gegangen —“

„Eben, das wollten wir ja auch,“ sagten die Frauen.

„Ihr habt kein Wort gesagt, nichts habt ihr gewollt! Ihr seid ihm gedankenlos nachgelaufen!“

„Wer konnte es auch ahnen, daß es so kommen würde!“

„Ich wußte es und habe Role Brandt gewarnt! Er jedoch hörte nicht darauf, niemand hörte auf meine Warnung!“

Maria sprang plötzlich auf, stellte sich vor Michael Staar und schrie ihm ins Gesicht: „Was sollen die ewigen Vorwürfe gegen Role Brandt? Glaubt ihr denn, daß wir es auf der Landstraße besser gehabt hätten? Sorgt er sich nicht genug um uns, setzt er nicht sogar sein Leben ein, um uns einen Bissen Brot zu beschaffen?“

„Gott segne dich, wenn du noch immer auf ihn wartest“, antwortete Staar lächelnd.

„Ja, ich weiß, daß er zurückkehren wird!“

„Jetzt noch, da es heller Tag ist?“

„Ja!“

„Dann bleibe nur bei deinem Glauben, bis uns hier die Würmer fressen werden!“

„Sie haben überhaupt kein Recht, Role Brandt Vorwürfe zu machen! Wenn Sie ein Mann wären, würden Sie mit ihm gegangen sein, wenigstens jetzt könnten Sie gehen, anstatt hier zu fluchen!“

„So! Und das —“

„Aber Sie sind ängstlicher als die Kinder, Sie haben nur ein großes Maulwerk, weiter nichts! Gehen Sie, mein Gott, gehen Sie doch!!“

„— das muß sich ein alter Mann von einem Kind sagen lassen, verfluchte —!“

„Ich bin kein Kind für Sie! Schlagen Sie mich nur, bitte, hier stehe ich!“

„Verfluchte Ziege!“ schrie Michael Staar voller Wut und holte zu einem Schläge aus. Aber er schlug doch nicht, er faßte nur Marias Kleid und stieß sie ein paarmal hin und her, daß das Kleid

zerriß und ihren Busen entblößte. Dann ließ er sie los und ging fluchend auf seinen Platz zurück.

„Wenn Sie nicht den Mut aufbringen, nach Role Brandt zu suchen, gehe ich!“ rief das Mädchen weinend und rot vor Aufregung.

Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, verschwand sie im Schilf, ehe ihre Mutter recht begriff, was geschehen war. Sie ging tatsächlich, hörte nicht auf die Rufe der Frauen, hörte nichts, sah sich nicht um, sondern lief so rasch sie konnte ins Moor hinein. Selbst Michael Staar schrieb ihren Namen, rannte mit ihrer Mutter bis zum Schilf, aber Marie war nirgends mehr zu sehen.

Jetzt wurde die Hölle los im Lager. Die Frauen und Mädchen standen auf einer Seite, und es begann ein wüstes Gezeter auf Michael Staar. Trotz der aussichtslosen Lage der Flüchtlinge, trotz der Unwesenheit der Kinder, hagelte es von unerhörten Schimpfworten gegen ihn, von Anschuldigungen und gemeinen Ausfällen, wie er sie vielleicht in seinem ganzen Leben nicht gehört hatte. Einen Augenblick sah es aus, als wenn er sich in seinem Zorn auf die Frauen stürzen würde, aber er ließ die Holzstücke, die er schon in der Hand hielt, wieder fallen und entfernte sich nach der Waldseite zu.

Allmählich beruhigten sich alle. Der trübe Morgen war heller geworden, eben brach die Sonne durch die Wolken, und wieder sahen die Flüchtlinge dicke Rauchschwaden im Norden, die der Wind heute zur Erde drückte. Die Geschüße schwiegen, nur von Zeit zu Zeit fiel ein Schuß und verhallte langsam im Walde. Und Role Brandt kam noch immer nicht.

Doch, jetzt kamen sie endlich, Maria und Markow tauchten mit leeren Händen auf, Role Brandt fehlte. Großer Gott, was war geschehen? Aus den Gesichtern der beiden konnten die Frauen schon ersehen, daß sie keine gute Nachricht brachten. Kein Brot, kein Wasser, nichts. Maria setzte sich zur Mutter und begann laut zu schluchzen, und das sagte alles. Der Tag, der über das Schicksal der Flüchtlinge entscheiden sollte, war angebrochen.

Nach langem Schweigen erklärte Markow, daß er die ganze Nacht am Moor-



rand gewartet habe, aber Role Brandt sei nicht wieder zurückgekehrt. Und er selbst habe nichts unternehmen können, da seit Morgengrauen dauernd Reiter über die Wege sprengten.

Der Tag war gerade angebrochen, als Role Brandt von seinem Gehöft ins Dorf geführt wurde. Die Russen hatten ihn bereits ins Verhör genommen, vielleicht in der Meinung, einen Spion erwischt zu haben, konnten sich jedoch infolge mangelhafter Sprachkenntnisse nicht gut mit ihm verständigen. Gesenkten Kopfes und völlig gebrochen schritt er den Reitern voran. Er trug noch immer sein altes Gewand, Hemd und Hose; das Hemd war von dem langen Aufenthalt im Freien dreckig geworden und hatte jede Farbe verloren. Das Dorf schien ein einziges Kriegslager zu sein, soviel man in der Morgendämmerung sehen konnte. Überall standen Zelte, Wagen und Geschütze aller Art, Posten saßen an Maschinengewehren oder schritten zwischen den Zelten hin und her. Es mußten annähernd tausend Mann sein, die hier Nachtquartier bezogen hatten.

Als Role Brandt an der Kirche vorübergeführt wurde, schrie plötzlich jemand seinen Namen. Er erschrak heftig und blieb stehen. Auf den Pflastersteinen, dicht am Eingang der Kirche, lag ein Haufen Zivilgefangener, und einer von ihnen war aufgesprungen und sah ihn mit verzerrtem Gesicht an. Role Brandt erkannte ihn im ersten Augenblick nicht, da sein Antlitz verkrustete Blutstreifen, Striemen einer Peitsche, bedeckten. Es war Karl, tatsächlich, Marias Bruder lag hier in seinem Heimatdorf als Gefangener. Er mußte sich sofort wieder auf die Steine legen, da es verboten war, während der Nachtstunden aufzustehen. Der Junge gehorchte nicht sogleich, er schien trotzig und voller Bos zu sein, und Role Brandt nickte, Tränen in den Augen, als wüßte er, warum man den Burjken gepeitscht hatte.

Es waren nur Sekunden, die Role Brandt dastehen durfte, aber in diesen Augenblicken sah er noch andere bekannte Gesichter unter den Gefangenen. An der Mauer lag der Bahnbeamte, und die neben ihm kauerten, schienen die Arbeiter

zu sein, die er an jenem Tage auf dem Bahnhof gesehen hatte. Role Brandt mußte weiter. Hinter ihm schrie der Junge, daß es über den ganzen Marktplatz drang, und als sich der Bauer eine Sekunde umschaute, sah er, wie Karl mit letzter Verzweiflung an den Pflastersteinen riß, als wollte er mit diesen Steinen die Posten erschlagen, dann wurde es plötzlich still.

Am anderen Ende des Marktes, vor den Fenstern des Gasthauses, wo noch das Schild über der Tür hing, stiegen die Russen von ihren Pferden und führten Role Brandt in die Gaststube. Hinter den verhängten Fenstern brannte noch das Licht, obwohl es unterdessen draußen völlig hell geworden war. An den Tischen saßen einige Offiziere, über ausgebreitete Landkarten gebeugt und sprachen lebhaft miteinander. Es war merkwürdig, daß sämtliche Getränke, die der Wirt zurückgelassen hatte, noch unberührt in den Regalen standen; offenbar trauten die Offiziere den Flaschen nicht, obwohl der größte Teil doch versiegelt war, und es mußten erst die Mannschaften kommen, um sich den fürstlichen Trunk schmecken zu lassen.

Role Brandt blieb an der Tür stehen und ließ die Blicke der Russen über sich ergehen. Er schien nicht einmal sehr erregt zu sein, vielleicht wußte er bereits, was seiner harrte und hatte mit sich schon abgerechnet. Nur seine Augen, seine Augen blickten wie in einem tiefen, stillen Schmerz, als wenn er weinte. Draußen vor der Kirche, als er Karl sah, hatte er geweint, jetzt nicht, jetzt gab es für ihn nur noch eine einzige Aufgabe auf der Welt. Da er zu hohen Offizieren geführt worden war, mußte es ihm klar sein, daß er nicht zu den Zivilgefangenen gezählt wurde, sondern sich auf Leben und Tod zu verantworten hatte.

Die Offiziere hörten interessiert dem Bericht der Patrouille zu, und als diese geendet hatte, mußte Role Brandt an den Tisch treten. Die Stimme des Offiziers, der fließend deutsch sprach, war hart und grob, die eines unerhört strengen Vorgesetzten. Er faltete die Karte zusammen, stand auf und begann durch den Raum zu wandern, während er die Fragen stellte. Seine erste Frage war, ob

Role Brandt einen Bauern kenne, der in diesem Ort auf sie geschossen habe.

„Nein!“ antwortete der Gefangene.

„Sie kennen jenen Mann also nicht?“

„Nein!“

„Wo haben Sie sich die ganze Zeit aufgehalten?“

„Auf meinem Hof.“

„So, so! Dann habe ich nur noch eine Frage: Welchem deutschen Truppenteil haben Sie Ihre Nachrichten übermittelt?“

Role Brandt schaute den Offizier groß an, als begriff er den Sinn dieser Worte nicht.

„Antworten Sie!“ brüllte der Russe.

Aber Role Brandt stand da, völlig verblüfft und hilflos, seine Schultern zuckten ein wenig vor Unverständnis und Verlegenheit, und alle Augen waren jetzt auf ihn gerichtet, als er sagte: „Ich bin kein Spion!“

Der Offizier lächelnd: „Dann ist es allerdings notwendig, daß Sie uns einige weitere Fragen beantworten. Wo befindet sich das Zivilvolk dieses Ortes?“

Hatte Role Brandt auch diese Frage erwartet? Er wurde keineswegs verlegen, sondern antwortete ohne zu zögern: „Ich bin der einzige, der nicht flüchtete.“

„Warum flüchteten Sie nicht?“

„Ich konnte mich nicht von meinem Eigentum trennen. Dazu bin ich alt und gebrechlich und wäre auf der Flucht umgekommen.“

„Für wen waren die Lebensmittel bestimmt, die Sie bei Ihrer Gefangennahme heute Nacht schleppten?“

Jetzt senkte Role Brandt den Kopf und schwieg. Fieberhaft suchte er nach Worten, fand nichts, wußte nicht, was er sagen sollte, blickte wieder auf und schwieg noch immer.

„Sie wollen nicht mehr antworten?“ fragte der Russe und blieb dicht vor ihm stehen. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich vor einem russischen Kriegsgericht befinden.“

Role Brandt, plötzlich laut und heftig: „Ich hatte die Lebensmittel mitgenommen, da ich mich im Moor verbergen wollte!“

„So? Warum denn?“

„Ich fürchtete —“

„Was fürchteten Sie, zum Teufel?!“

„Ich fürchtete die Gefangennahme, wenn ich weiter auf dem Gehöft blieb!“

„Hatten Sie etwa auch die Absicht, unsere Patrouillen zu überfallen?“

„Nein!“

„Haben Sie Gewehre auf Ihrem Hof?“

„Nein!“

Damit schien das Verhör zu Ende zu sein. Der Offizier setzte sich wieder und begann mit den anderen ein Gespräch, das Role Brandt nicht verstehen konnte. Draußen auf dem Marktplatz wurde es lebendig, Stimmen und Hufschlag drangen durch die verhängten Fenster und bald darauf rollten auch die ersten Wagen vorüber. Es mußte draußen heller Tag sein, fünf Uhr vielleicht, aber in der Gaststube brannte noch immer die Lampe an der Decke. Kurz nacheinander traten einige Russen in den Raum, meldeten etwas und entfernten sich.

Plötzlich hörte Role Brandt wieder die deutsche Stimme des Offiziers: „Wieviel Zivilvolk hält sich im Moor verborgen?“

„Es ist niemand im Moor!“

„Das ist nicht wahr! Jede Lüge bringt Ihnen nur die Kugel näher! Merken Sie sich das!“

„Es ist die Wahrheit!“ sagte Role Brandt mit fester Stimme.

„Nein!“ schrie der Russe. „Ich wiederhole meine Frage zum letztenmal: Für wen waren die Lebensmittel bestimmt?!“

„Für niemand!“

„Verfluchter Hund!“ brüllte der Offizier zornig. „Wehe dir, wenn wir jemand dort finden!“ Und zu den Soldaten gewandt, die Role Brandt hergeführt hatten: „Fort mit ihm! Steckt das Moor in Brand!“

Der Gefangene wurde durch die Tür gestoßen und zu dem Häuflein Zivilisten, das noch immer am Eingang der Kirche lag, geführt. Die Truppen standen zum Teil schon zum Abmarsch angetreten auf der Straße, und viele grinsten Role Brandt entgegen, als wenn sie noch keinen Menschen im Hemd und Hose gesehen hatten. Sein Gewand kam ihnen lächerlich vor. Andere standen mit traurigen Gesichtern in den Reihen und schauten gar nicht hin, als der Gefangene vorüber-schritt. Sie hatten andere Gedanken.



An der Kirche wurde Role Brandt einem anderen Russen übergeben, einem älteren, härtigen Krieger, der ihn nur mit einer Handbewegung zum Haufen wies und ihn weiter nicht beachtete. Desto mehr aber musterte Role Brandt den Russen, der jetzt mit einem etwa achtjährigen Mädchen, das ebenfalls zu den Zivilgefangenen gehörte, sprach und dem Kinde das Haar streichelte. Sein Gewehr stand an der Mauer, und es schien so, als wenn die Gefangenen ihm sehr gleichgültig waren. Role Brandt schaute lange in sein wehmütig lächelndes Antlitz und bemerkte, wie er etwas aus der Tasche zog und es dem Kinde in die Hand drückte. Vielleicht hatte dieser Krieger Frau und Kind daheim, und das Kind war ein Mädchen, genau so groß wie dieses hier, hatte vielleicht daselbe braune Haar, dieselben Augen und saß jetzt auf dem Schoß der Mutter, irgendwo im großen Rußland und weinte um den Vater. Konnte es nicht so sein? Doch, es war gewiß so.

Den Gefangenen wurde der Befehl erteilt, sich marschfertig zu machen. Willenlos und mit verweinten Gesichtern setzten sie sich in Bewegung und schritten durch die Kolonnen in den Morgen hinaus. Als das Dorf hinter ihnen lag, kamen neue Truppen aus entgegengesetzter Richtung, und die Gefangenen mußten von der Straße, bis die Kompagnien vorüber waren. Zuweilen ging es durch lange, unerträgliche Staubwolken, aufgewirbelt von den schier endlosen Marschsäulen. Am Schluß des Zuges schritten Role Brandt und Karl. So ging es in östlicher Richtung, der Grenze zu, und niemand der Gefangenen hoffte noch auf ein Wunder. Sie waren Verlorene, Verbannte. Vereschollene.

Hinter ihnen glänzten die roten Dächer im hellen Morgen, und der Kirchturm blieb noch lange sichtbar. Zu beiden Seiten der Straße zerstampfte Ahrenfelder, hier und dort ein verkohltes Gehöft, dann und wann ein ganzes Dorf, niedergebrannt bis auf die Mauern. Und nirgends eine Seele auf den Fluren, selten ein Tier, das herrenlos durch die Acker streifte. Verlorene, verwüstete Erde ringsum . . .

Michael Staar, der morgens nach der Waldseite des Moores gegangen und einige Stunden fortgeblieben war — die Frauen glaubten bereits, daß er nicht mehr zurückkehren würde — kam plötzlich wieder — völlig durchnäßt, Schlamm und Mooreerde klebten an seinem Anzug, als wenn er sich im Torfbrei gebadet hätte. Seine Augen suchten nach Role Brandt, und als er ihn nicht sah, setzte er sich neben Markow und sagte, daß er einen Pfad nach Westen gesucht habe und dabei um ein Haar elend ertrunken wäre. Ein Fortkommen nach der anderen Seite sei von hier aus völlig unmöglich.

„Das dürfte doch jedem Kind klar sein!“ antwortete Markow.

„So! Dann sollen wir eben hier verhungern! Der Teufel hole mich, wenn es nicht irgend eine Möglichkeit gibt, aus diesem dreimal verfluchten Moor herauszukommen!!“

„Beruhige dich, das Fluchen nützt nichts mehr, Staar. An welche Möglichkeit denkst du?“

„Wenn alle auf mich hören möchten, würden wir zum Moorrand zurückgehen und von dort aus versuchen, über das Moor zu gelangen. Tausend Schritte nördlich ist der Boden fester, dort führen auch Stege über die Gräben.“

„Daran habe ich schon seit heute Nacht gedacht“, sagte Markow, „aber bedenke doch, daß das Dorf voller Russen ist, die uns sofort sehen müssen, wenn wir uns auf den Weg begeben. Nein, nein, ich will nicht den Tod der Kinder auf meinem Gewissen haben! Aber angenommen, wir erreichten tatsächlich die andere Seite und den Wald, was dann? Die Dörfer drüben sind aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls in russischen Händen.“

„Dann wären wir ja vollkommen eingeschlossen?“

„Ich zweifele nicht daran. Du hörst es doch am Feuer, das heute bedeutend näher tobt als gestern und vorgestern.“

„Ich werde wahn Sinnig!“ schrie Michael Staar. — „Hast du Tabak?“ fragte er nach einer Weile.

„Nein!“

Und wieder begann er Schilf zu qualmen. Es war jetzt Mittag geworden, unbittlich brannte die Sonne in diesen Stunden auf die vor Durst und Hunger

verzweifelt weinenden Kinder. Es blieb den Frauen nichts anderes übrig, als aus der Blänke Wasser zu schöpfen und es den Kindern zu reichen, um sie wenigstens für kurze Zeit zu beruhigen. Einige erbrachen sich von diesem Ungezieferwasser, und Markow warnte die Frauen, vertröstete sie auf die Nacht, da er versuchen wollte, Lebensmittel zu holen. Es war ein schwacher Trost, denn Markow wußte selbst nicht, auf welchen Höfen er etwas suchen sollte. Von den Flüchtlingen, die hier im Moor lagen, hatte niemand an ein Begraben des Brotes gedacht, und auf den Höfen der anderen war ein Suchen völlig aussichtslos. Wohl wußte Markow, daß Role Brandt seine Grube im Garten hatte, aber der Garten war groß, und es bestand wenig Hoffnung, sie im Dunkel der Nacht zu finden.

Um die dritte Mittagstunde sahen die Flüchtlinge Rauchwolken vom Rande des Moores, südlich des Lagers, aufsteigen. Der Wind, der sich im Laufe des Tages nach Südosten gedreht hatte, trieb einen starken Brandgeruch mit sich, der die Flüchtlinge vorerst aber nicht beruhigte, da sie der Meinung waren, daß irgendwo in einer Nachbarortschaft wieder ein Gehöft brenne. Nach einiger Zeit schien der Rauch wieder zu verschwinden, nur der Brandgeruch blieb, ein scharfer, stechender Geruch wie von nassem Holz oder grünem Gras. Noch kam niemand auf den Gedanken eines möglichen Moorbrandes, wie überhaupt niemand, selbst Role Brandt nicht, in all den Tagen an eine solche Gefahr gedacht hatten. Nicht das Geschüßfeuer, das jetzt verstummt war, nicht Durst und Hunger sollte das Schicksal der Flüchtlinge besiegeln, sondern weit Schlimmeres. Noch eine Stunde verging, ohne daß Markow sich der entsetzlichen Lage bewußt wurde. Er sah immer noch zuversichtlich vorwärts, sprach von seinem nächtlichen Gang, der unter Umständen gelingen müsse, sprach von Role Brandt und meinte, daß man nicht gleich das Schlimmste befürchten brauche, er könnte sich ja immer noch irgendwo auf den Höfen verborgen halten.

„Ja, das glaube ich auch“, sagte Maria. „Er hält sich im Dorf verborgen und wird in der nächsten Nacht zurückkehren.“

Obwohl Markow ganz und gar nicht davon überzeugt war, durfte er den Frauen doch nicht die letzte Hoffnung nehmen. Sie klammerten sich an diese Hoffnung und hielten aus, eine Stunde, noch eine Stunde — bald würde die Nacht hereinbrechen. Sie schwiegen geduldig trotz des quälenden Hungers, nur die Kinder, die Kinder gaben keine Ruhe, ließen sich nicht mehr trösten, jammerten nach Brot, baten, flehten und brachten hilflose Mütter zum Verzweifeln. Einige Frauen wurden angesichts der klagenden Kinder auffällig und begannen wieder die Schuld auf Role Brandt zu schieben. Auch Markow mußte Vorwürfe über sich ergehen lassen, ohne daß er etwas erwidern konnte.

„Das Moor brennt!!“ schrie Michael Staar plötzlich auf. „Seht ihr denn nichts! Herrgott, im Himmel, hilf uns, das Moor brennt!!“

Da es auf den Abend ging und der Wind sich gelegt hatte, stieg der Rauch fast senkrecht in die Höhe und zog sich in einiger Entfernung vom Lager dem Walde zu. Wie eine alles verhüllende Mauer bewegte sich der Qualm im Süden, wo der Torf, zu großen Haufen geschichtet, stand und dem Feuer Nahrung bot, nachdem es die Löcher und Schilfstellen am Wege überwunden hatte. Langsam, aber unaufhaltsam schien der Brand sich auszubreiten.

„Warum zögert ihr noch?!“ schrie Michael Staar. „Wollt ihr wie die Hunde ersticken? Folgt mir!“

Unter den Flüchtlingen schien eine Panik ausbrechen zu wollen, als ihnen bewußt geworden war, daß es keine Rettung mehr gab. Der Weg ins Dorf bedeutete Gefangennahme und Verbannung, vielleicht noch weit Schlimmeres, was sie sich gar nicht denken konnten. Und hier schritt der grauenhafte Tod des Erstickens näher.

Markow war ganz ruhig und kalt geworden, denn er erkannte, daß er jetzt noch Gewalt über den Haufen jammender Menschen hatte und daß sie auf seinen Entschluß warteten. Der Weg ins Dorf würde ihnen auch nach Stunden noch bleiben, und solange es irgend ging, mußten sie hier ausharren. Unterdessen würde es Nacht werden, und im Schutze



der Dämmerung war es eher möglich, noch irgendwo draußen unterzukommen. Fürwahr, eine weniger als winzige Hoffnung, ein Strohhalbm nur, aber jedenfalls doch etwas.

„Es verläßt keiner das Moor, bevor ich nicht gehe!“ sagte Markow mit eisiger Stimme.

„Satan!“ schrie Michael Staar in seiner Angst. „Du hast uns auf deinem Gewissen, wenn du uns nicht gehen läßt, solange es noch Zeit ist! Auch die Russen sind nur Menschen! Du treibst alle in den Wahnsinn!“

„Geh, geh nur!“ schrie Markow seinerseits. „Geh, mach, daß du fortkommst! Aber von den anderen folgt niemand, solange ich hier stehe!“

„Der Teufel hole dich!“

„Warum stehst du noch da!“ brüllte Markow außer sich. „Geh doch, wenn du meinst —“

„Ich warne dich zum letztenmal, Markow! Ich warne dich!“

Er ging ein paar Schritte in Richtung des Pfades, sah sich noch einmal um, sah nach Süden, wo die Rauchschwaden standen und an mehreren Stellen bereits Flammen aufloderten, dann verschwand Michael Staar, kam aber nach einer Weile wieder zum Hohngelächter Markows zurück und legte sich wortlos unter seinen Busch. Er hatte wohl doch nicht den Mut gehabt, etwas zu unternehmen. Das Leben ist am stärksten in der Menschenbrust, wenn der Tod seine Hand ausgestreckt . . .

Die Nacht brach an, Sterne traten aus der bläulichen Unendlichkeit, klar und funkelnd wie in den stillsten Friedensnächten. Kein Schuß war mehr seit Stunden gefallen, und auch jetzt schwieg die Stimme des Krieges, die Stimme des Todes und der Vernichtung. Der Rauch zerfloß zu Nebel in der Dunkelheit und hob sich nur schwach vom schwarzen Grund des Moores —, aber hier und dort glühte ein heller Feuerschein von den brennenden Torfhaufen, nicht mehr weit vom Lager entfernt. Die Flüchtlinge spürten schon den Rauch im Halse und drängten Markow zum Aufbruch. Es war ihnen völlig unverständlich, wie Markow jetzt noch zögern und die Ruhe bewahren konnte. Alle zitterten, fieberten,

niemand fühlte mehr Hunger und Durst; bei zwei alten Frauen machten sich Anzeichen des Wahnsinnes bemerkbar, sie stammelten unverständliche Worte und rissen Schilf aus der Erde, andere knieten mit über dem Kopf gefalteten Händen und beteten . . .

Plötzlich knatterte Maschinengewehrfeuer in unmittelbarer Nähe des Moores, wohl genau auf dem Feldweg, den die Flüchtlinge gehen wollten. Herrgott im Himmel, es kam zur Schlacht! Minutenlang rührte sich niemand, und noch, als das Feuer längst verstummt war, wagte keiner ein Wort auszusprechen. Wie gelähmt von einem entsetzlichen Schrecken lagen und standen sie, nur das leise, unterdrückte Weinen der Kinder verriet, daß sie noch lebten.

Nach einer Weile war der Qualm unerträglich geworden, die Kinder husteten, und der Rauch verdeckte bereits Schilf und Strauchwerk in nächster Nähe. Jetzt erst setzten sich die Flüchtlinge in Bewegung und tasteten sich mühsam durch das nächtliche Moor, Schritt für Schritt, um nicht in den Sumpf zu geraten. Und allen voran schritt Markow, dicht gefolgt von Michael Staar, der in den letzten Stunden die Sprache verloren zu haben schien.

Das geschah um ein Uhr nachts.

Als sie die freien Felder erreicht hatten, konnte man schon im Morgendämmerm Amrisse der Höfe erkennen. Von der Dorfstraße drangen Geräusche und leise Stimmen, zuweilen auch Hufschlag der Rosse, aber ringsum, so weit man blicken konnte, war alles still und leer, und die Flüchtlinge hatten Zeit, sich in ein Kornfeld zu begeben, das gleich am Wegrain begann und noch nicht niedergedrungen war. Hier kauerten sie bis es Tag wurde, bis plötzlich einige Reiter den Weg entlang kamen und sich gegenseitig etwas zuriefen. Im selben Augenblick sprang Markow auf und schrie: „Die Deutschen sind da! Frauen, die Deutschen!“ Ein Erlösungsschrei, ein Freudenruf gellte in den Morgen, die Flüchtlinge, weinend vor Freude über die unerwartete Rettung, stürzten aus dem Ehrenfeld und umringten die Reiter, die verwundernd lächelnd ihre Rosse still-

hielten. Sie wußten nichts, sie konnten noch nicht wissen, daß diese jubelnden Menschen aus der Hölle kamen, sie konnten nicht wissen, was dieser Augenblick für sie bedeutete. „Hurra! Hurra!!“ schrien die Kinder. „Hurra! Hurra!!“ Und alles war gut, alles war gut!

Dann liefen sie über die Felder, an dem verkohlten Hardershof vorbei, dem Dorfe zu. Schon aus der Ferne sahen sie, daß die Landstraße voll Militär war, eine einzige Schlange deutscher Krieger, die sich nach Süden schob, nach Masuren, dem Feinde nach . . .

In aller Eile wurde alles Eßbare von den Höfen zusammengetragen, wurde gekocht und gebraten, wo es nur noch etwas gab. Aber es war sehr wenig, was sie den Rettern reichen konnten, viele

famen mit leeren Händen, weinend und jammernd, denn sie hatten von ihren Häusern nur noch die Mauern wieder gefunden. Trotz der großen Freude war es für diese Frauen eine ungeheuer schwere Stunde. Als die Sonne aufging, standen alle auf dem Marktplatz, grüßten und jubelten den deutschen Truppen entgegen, verteilten die wenigen Lebensmittel und reichten den durstigen Helden Wasser. Es war eine unvergleichliche Stunde. Jemand stimmte das Vaterlandslied an, und ohne daß sie es recht wußten, sangen alle mit, alle, alle, sogar die Krieger stimmten ein, und mächtig scholl der Gesang durch das Dorf in den hellen Morgen hinaus. Und Maria war auf den Kirchturm gestiegen und läutete die Glocken . . .

## Wir von der Weichsel und Warthe

Wir blieben treu, als Deutschland zerbrach,  
Wir standen Wacht in bitterer Schmach:  
Wir von der Weichsel und Warthe.

Wir hoben die Fahne aus Schande und Schmutz,  
Wir hielten zu ihr, wir waren ihr Schutz:  
Wir von der Weichsel und Warthe.

Und was an Leid uns auch widerfuhr,  
Und ob die Welt uns auch narrete,  
Wir flagten nicht an, und wir taten den Schwur  
Und wuchsen im Glauben an Deutschland nur  
Wir von der Weichsel und Warthe.

Friedrich Hans Kriebel





Caesar David Friedrich: Ostseestrand bei Mondschein  
(Niga: F. W. Bredersche Sammlung)

# Opus zwei

## Das „Junge Danzig“ auf neuen Wegen

Von Univ.-Prof. Dr. Heinz Kindermann

Als im großen nationalsozialistischen Aufbruch mit einmal die dichterische Stimme der Jungen hundertfach hörbar wurde, da grüßten wir sie frohen Herzens: sie war ja das jubelnde Bekenntnis der Kommenden zur Tat des Führers; und sie brachte in eine dichterische Welt der drohenden Versteifungen und der abwegigen Entartungen einen neuen, urdeutschen Ton, einen gestrafften Rhythmus, eine revolutionäre Leidenschaft. Ein großes Erlebnis band sie alle, diese jungen Dichter, ein Bekenntnis hieß sie alle den gleichen Schwur leisten, ein einziger Wille beseelte ihre Bilder- und Gestaltenwelt, eine gemeinsame Tonart bedingte ihr Wort und ihre Gebärde, ihren Rhythmus und ihre dichterische Architektur. Aus dem Gemeinschaftserlebnis begriffen wir die enge Zusammengehörigkeit all dieser Aufbruch-Dichtungen der Jungen, die im Gedächtnis der Nation ein geschlossenes Ganzes bleiben und in ihr weiterleben werden, solange Deutsche sich als Deutsche bekennen.

Und nun tritt die andere Frage an uns heran: habt ihr jungen Dichter den hohen Schwung eures mitreißenden Wortes damals als einmalige elementare Erlebnisgestaltung gefunden; oder ist euch auch die echte Dichtergabe der dauernden schöpferischen Wandlung der immer überraschenden Erneuerung und Neu-Wendung im vielgestaltigen Werk zuteil geworden? Viele von denen, deren Lieder wir tagtäglich singen, sind indessen verstummt. Unser Dank an sie wird deshalb nicht geringer: ihr Werk geht ein in den Erbschatz des deutschen Volksliedes — und wo gäbe es einen höheren Ehrentitel? Andere haben den gleichen Ton und die gleiche Thematik dauernd fortsetzen wollen. Es kam — und kommt leider immer noch — in einzelnen Fällen zu einer

eintönigen Fortführung der Motivwelt, die — wenn sie statt der Einmaligkeit im großen, revolutionären Erlebnis nun zur täglichen Variations- und Gebrauchsdichtung herabsinkt — notwendig in dem Bereich endigen muß, den Baldur von Schirach jüngst mit Recht „die Blechschmiede“ nannte. Einigen wenigen freilich ist es gegeben, unserer Dichtung und damit dem Bewußtsein unserer Nation auch darüber hinaus neue Bezirke dazu zu erobern. Diese Jungen sind es, die wahrhaftig eine dichterische Entwicklungsmöglichkeit in sich tragen und auch in ihrer selbständigen Entfaltung dem ursprünglich-gemeinsamen Ton neue Eigentöne hinzuzufügen vermögen. Ihre dichterische Entwicklung dürfen wir deshalb mit besonderer Freude verfolgen.

Die Dichter des „Jungen Danzig“, die einst mit ihrem Gemeinschaftsbuch zuerst hervortraten<sup>1)</sup>, hatten von Anfang an einen für sich, das ihnen einen starken Vorsprung gewährte: sie traten schon in ihrem Gemeinschaftsbuch mit mehr als dem einen gemeinsamen Ton in Erscheinung. Gewiß: dieses eine große politische Erlebnis und seine Verkörperung standen in der Mitte und strahlten von da aus auch auf die übrigen Bereiche des Lebens hier schon in gültiger und eigengeprägter, ja recht verschiedenartiger Dichtung erschlossen wurden, zeigte damals schon, daß hier weitere erfreuliche Entwicklungsmöglichkeiten zu erwarten seien.

Dieses Versprechen ist indessen gehalten worden. Eine ganze Reihe dieser jungen Danziger Dichter trat mit eigenen Veröffentlichungen hervor — und in ihnen kommt nun das Eigenprofil des Einzelnen schon so ausgeprägt und eigenwillig zum Vorschein, daß alle positiven und

<sup>1)</sup> Albert Langen — Georg Müller, München 1935.



negativen Zukunftsmöglichkeiten aus ihm abzulesen sind.

Da gibt uns Ernst Frieböse in seinem Bändchen „Am deiner Heimat willen“ (Danziger Verlags-Ges.) eine von der ursprünglichen, weitausgreifenden hymnischen Haltung immer noch ausgehende Sammlung, die in den neu hinzugekommenen Dichtungen eine starke Verinnerlichung bedeutet. Neben dem Fortissimo wird nun auch das Piano hörbar und so entstehen auch Zwischentöne von einer seelischen Feinheit, die noch gar manches hoffen läßt.

HansUlrich Röhl aber legt nun sein Bändchen „Draußen im Dorf“ (Danziger Verlags-Gesellschaft) vor uns hin: zum Vers tritt hier die Prosa — und nun verstehen wir von diesem Erzählten her auch manches in der bisherigen und in der neu hinzugefügten Lyrik Röhl's noch besser als bisher. Denn das Grundthema aller Röhl'schen Dichtung heißt: „Sieg des Lebens“ — ob dieser Sieg mitten aus dem Bericht über ein „sterbendes Dorf“ aufbricht, oder ob er uns aus den Wirrungen einer verkannten Liebe ansieht; ob er uns inmitten einer Vision des Göttlichen überglänzt oder ob er leidenschaftlich das Volks- und Heimatbekenntnis als Schwur der Treue für alle Zeiten und über alle Hindernisse weg erfüllt. Das aber ist es, was uns diesem Buch gegenüber mit Zuversicht erfüllt: die Farbenskala ist erfreulich gewachsen. Humor und Tragik reichen sich mehr als einmal die Hand — und der großen Geste gesellt sich das leise, zarte Andeuten.

Eine Bereicherung besonderer Art schenkt uns Erich Post mit seinem neuen Buch „Im alten Hof, Erzählungen und Gedichte“ (Danzig, Kafemann). Wir kannten bisher schon dieses dichterische Doppelantlitz von Post, das doch aus einer Einheit des Herzens kam: die Innerlichkeit seiner besinnlichen Lieder und den typisch niederdeutschen Humor seiner glänzenden Werderbauern-Erzählung „Wiens' Friß und die Backpfeife“, die viele zu ihrer Freude hier wiederfinden werden. Von diesen beiden schöpferischen Möglichkeiten aus hat Post sich reisend und aus einer überraschenden Ge-

staltenfülle schöpfend weiterentfaltet. Seine Lyrik stellt neben die bisher so geliebte Sonettform das große beschreibende Lied vom „Land an der Weichsel“ und vom „Alten Hof“<sup>2)</sup> — und das Äußere wird zugleich ein Inneres, die Gegenwart erhält den Mythos des Ererbten, das in die Zukunft weist. Ja, sogar der Schritt ins Balladeste wird gewagt. Das aber darf der, der zugleich so lebendig erzählen kann, wie Post. Und er erzählt aus dem Volkserlebnis, aus der täglichen Begegnung, aus dem Volksgedächtnis, aus der Anekdote und aus dem Humor seiner Heimatmenschen. Ein Buch der seelischen Zuversicht und des beglückenden Lächelns, das dem Dichter selbst viele Türen öffnet.

Die reifste Leistung bietet auch diesmal wieder Martin Damsß. Seine neue Gedichtsammlung „An dem großen Strom“ (Danzig, Kafemann) darf sich getrost neben den besten Dichtungen von Gerhard Schumann, Wolfram Brockmeier und Herybert Menzel sehen lassen. Mit Recht hat Weinheber in seiner Rede beim Großdeutschen Dichtertag in Weimar von einer Sprachverwilderung mancher jungen Schriftsteller gesprochen. Was Martin Damsß — gemeinsam mit den oben Genannten — von jenen Leichtfertigen abhebt, ist die strenge Sprachsucht, die keine Zeile vorschnell oder ungefeilt aus der Hand gibt, weil er von der Heiligkeit des deutschen Dichtererbes überzeugt ist und von der Würde der damit auferlegten Verpflichtung. „Das heilige Lied“ — so nennt Damsß hier in seinem großartigen „Inschrift“-Gedicht diese in tiefer Tragik und „ringend mit dunkler Gewalt“ empfangene Gabe, die zu Schwerstem ermächtigt und zur Aussage des Letzten: „Denn so will es der Gott, daß einige leiden, / Einige preisgegeben sind dem Schmerz und der Wunde, / Damit ihr Werk das Siegel der Ewigen trage / In dem eiligen Alltag und dem Geschäft der andern.“

Hier erwacht neben dem hellen frühen Ruf der „Jungen“, die die Welt erobern wollten, der Mann mit seiner tiefen Einsicht in die metaphysischen Hintergründe des Seins und Werdens. Hier taucht die Vision großer Geschichte vor uns auf —

<sup>2)</sup> Erstmals erschienen in „Der Deutsche im Osten“, Heft 5, Juli 1938.

und über Generationen weg reichen die Geschlechter sich die Hand zur immer neuen Tat um des verteidigungswerten Ganzen willen. Aber Gott und Natur, dieses geliebte Land „an einem großen Strom“ und der höchste Sinnbezirk des Lebens und Leidens, des Kämpfens und Liebens gewohnt nun in Damsß' Liedern, Balladen und Hymnen den weiten Atem dieser unergründlichen Ebene, die das Große und Allumfassende kennt und die doch die Stille nicht scheut, weil aus dem heimlichen Leuchten der tiefsten Einsamkeit erst das gewaltige Bekenntnis wachsen darf, dieses schmerzvoll errungene Bekenntnis, das „dunkle Buch des Dichters“, das gleichwohl auch hell aufzuleuchten vermag in leidenschaftlichem Trost und in unsagbarer Liebe:

+

## Verlagsarbeit an der Nordostgrenze des Reiches

Der Verlag H. O. Holzner, Tilsit

Die kleinen Verlage sind die eigentlichen Pioniere des deutschen Schrifttums. Dem da es dem jungen deutschen Autor selten gelingt, für seine ersten Werke einen führenden Verlag zu gewinnen, bleibt ihnen die Sichtung und Förderung der Talente überlassen. Arbeitet ein solcher Verlag in einer Grenzstadt, so gesellt sich dieser Aufgabe eine zweite hinzu: es gilt, Volkstumsarbeit zu treiben und die Bewohner des Grenzlandes, welche oft weitab leben von den Zentren der deutschen Kultur, mit dem geistigen Leben des Reiches zu verbinden.

Es stellt daher keinen Zufall dar, daß sich die Tätigkeit des Verlags H. O. Holzner, Tilsit, einerseits aus der täglichen buchhändlerischen Arbeit, andererseits aus den besonderen Aufgaben eines Grenzlandverlages entwickelt hat. Die Tatsache, daß keine für unsere Zeit geeignete Auswahl aus Schenkendorfs Arbeiten bestand, gab den Anstoß zu der ersten Veröffentlichung des jungen Verlages, einer Auswahl der Lieder des Tilsiter Freiheitskämpfers, eingeleitet durch eine Biographie. Dieser Veröffentlichung folgten eine Reihe von Neuerscheinungen unter dem Leitthema „Heimat an der Grenze“. Zu ihnen gehören das Masurenbuch von Franz Neé

„Aus Einsamkeit wuchs mir die Kraft der Erde,

Ist auch die Schrift wie altes Blut geronnen,  
Ich lob ihn, den mir der Gott erfonnen,  
Den heiligen Schmerz, aus dem ich blühen werde“.

Durch diese reifen Dichtungen von Martin Damsß läuten die Glocken des wehrhaften Turms, in ihnen erwacht alter Hanskatengeist mit allem Widerstandswillen, und durch sie fließt der ewige Strom, der alle große und wahrhaft deutsche Dichtung ergreift — von Unbeginn bis in alle Zukunft. Nicht nur Danzig, Deutschland ist mit diesen Dichtungen ein Großes und Dauerndes geschenkt.

Das „Junge Danzig“ ist auf guten Wegen; wir freuen uns dieser neuen Entwicklungsphase und hoffen voll Zuversicht dem Kommenden entgegen.

„Doa lacht mien Därp“, Albert Conradt  
„Kinderfeste im Freien“ und Hans Noack  
„Tänze für Dorfgemeinschaftsabende“, ostpreußische Melodien und Tänze, gesammelt im Fischersdorf Pfahlbude am Frischen Haßf.

Jede Arbeit, auch die verlegerische, braucht Zeit, um zu reifen und organisch ins Große zu wachsen. Einen entscheidenden Antrieb erfuhr der Verlag H. O. Holzner dadurch, daß sich ihm Prof. Karl Plenzat, der verdienstvolle Bewahrer ostpreußischen Volkstums, verband. Die Reihe der Nordostmarkbücher begann zu erscheinen, welchen Karl Plenzat die Spiegelung deutscher Vergangenheit und Gegenwart im Nordosten unseres Vaterlandes, die Erschließung der Seele der ostpreußischen Landschaft, ihrer Natur und Menschenwelt und die Mitarbeit an den Bestrebungen des neuen deutschen Reiches als Aufgabe stellte. In dieser Reihe erschienen die Arbeiten der jungen Ruth Geede „De Lävsnstruuts“, ein bunter Strauß heimatlicher Sagen und Erzählungen in ostpreußischer Mundart, und „Nehrungsleute“, zwei Erzählungen von der Kurischen Nehrung, welcher Ruth Geede tief verbunden ist. Von stärkerem, bleibendem Wert sind die Werke Gertrud Papendicks „Deine



„Söhne, Land im Osten“ und „Die Fahrt mit dem Schatten“. Es bleibt das Verdienst des Holzner-Verlages, Arbeiten Gertrud Papendicks, deren Name auch im Reich von gutem Klang ist, zum erstenmal gesammelt vorgelegt zu haben. Der Veröffentlichung dieser Erzählungen hätte sich kein deutscher Verlag zu schämen brauchen. Das Prunkstück der Nordostmarkbücherei stellt Karl Plenzats Übersetzung aus der Chronik von Pruzinland des Nikolaus von Jeroschin dar (1340), der ersten Chronik des deutschen Ritterordens. Sie enthält Abenteuer, Versnovellen und Schwänke. Diese erste Übertragung der Werke Jeroschins ist nicht nur für Ostpreußen von Interesse; sie bedeutet, wie der Schriftleiter einer führenden Berliner Wochenzeitung schreibt, „eine kleine Sensation auch diesseits der Weichsel“.

Es ist selbstverständlich, daß ein heimatgebundener Verlag der Darstellung der Geschichte seiner Heimatstadt besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Der Verlag H. D. Holzner hat zwei Bücher über Tilsit veröffentlicht: das wissenschaftliche Werk von Dr. H. Kirinnis „Tilsit. Die Grenzstadt im deutschen Osten“ und die volkstümlich und novellistisch geschriebene „Kleine Chronik der Stadt Tilsit“ von Kurt Kuberzig.

Ein Verleger verrät nicht gern seine Zukunftspläne. Aber da die folgenden Werke bereits im Druck sind, darf das Geheimnis ein wenig gelüftet werden. Generalarbeitsführer Eisenbeck hat ein Buch verfaßt, welches unter dem Titel „Männer in Kampf und Bewährung“ über eigene Erlebnisse aus dem Kriege, der Kriegsgefangenschaft und der Freikorpszeit berichtet. Aus seinem Werk erfahren wir, woher die Männer kamen, welche heute die junge Mannschaft des Reichsarbeitsdienstes und der Wehrmacht formen. — Eine Veröffentlichung reizvoller Art bereitet der Verlag mit der Monographie „Haff und Schilf“ vor, welche das erste künstlerisch wertvoll illustrierte Buch vom Haff darstellen wird. Ein Bauernfischer aus Rarkeln schrieb den Text, die Fotos lieferte Dr. Krause, Kreuzingen.

Holzner ist, abgesehen von der Mitarbeit Dr. Plenzats an der Nordostmarkbücherei, sein eigener Buchhändler, Lektor und Verleger. Seine Arbeit dient dem Schrifttum und dem deutschen Volkstum; es ist Grenzlandarbeit in der Art ihres geistigen Inhaltes und in dem Ringen um den wirt-

schaftlichen Erfolg. Wir wünschen dem Verlag, daß er sich seiner Verpflichtung bewußt bleibe, welche ihm aus seiner Grenzlandlage und der besonderen politischen Situation an der Nordostgrenze des Reiches erwächst.

Kurt Kuberzig.

+

### Tilse, Ein groß Umbt, Stadt und Schloß

Die kleine Chronik der Stadt Tilsit von Kurt Kuberzig (Holzner-Verlag Tilsit)

Die Schicksale des Reiches entscheiden sich stets an seinen Grenzen. So kündigt die Geschichte der Stadt Tilsit in allen ihren Zügen von dem ewigen Auf und Ab dieses Schicksals, von dem Ringen des Reiches um innere Festigkeit und seinen Kampf um die äußere Gestalt gegen den Ansturm aus dem Osten. Jedes Schulkind weiß von der kühnen Fahrt des Großen Kurfürsten über das Eis des Kurischen Haffes, die den bei Tilsit eingebrochenen Schweden den Rückzug nach Memel abschnitt. Die Erinnerung an den „Frieden von Tilsit“ des Jahres 1807, jenes erste Schanddiktat und Muster von Versailles und die erschütternde Begegnung Napoleons mit der unglücklichen Königin Luise, die Tilsits Sohn, der Dichter Max v. Schenkendorf, so schön besungen, ist in das Bewußtsein eines jeden Deutschen eingebrannt.

In der „Kleinen Chronik der Stadt Tilsit“ gibt Kurt Kuberzig ein mit Sorgfalt und Liebe gezeichnetes Bild dieser wechselvollen Geschichte von der Gründung der ersten Burgen durch den Ritterorden bis zum Diktat von Versailles, das die Stadt erneut dem Schicksal der Grenze überließ. Die Darstellung, die durch ausgezeichnete Bilder und eine geschmackvolle Aufmachung unterstützt wird, gipfelt in der Schilderung nationalsozialistischer Leistung für diesen wichtigen Grenzposten und in dem Gelöbnis: „Die Stadt Tilsit ist sich ihrer Verantwortung als politischer, kultureller und wirtschaftlicher Mittelpunkt an der Nordostgrenze des Reiches bewußt. Ihre Zukunft hängt ab von der Gestaltung der politischen Verhältnisse im osteuropäischen Raum.“ — F.

+

### Danziger Bildkalender 1939.

Mit einem Begleitwort von Hanns Strohmenger erschien im Verlag U. W. Kafemann ein Danziger Bildkalender 1939. Der geschmackvoll aufgemachte

Kalender, der auf dem Titelblatt ein Bild vom nächtlichen Langen Markt in Benno von Arents Festschmuck zeigt, enthält eine außerordentlich geschickt zusammengestellte Reihe von Aufnahmen dieser schönen alten Stadt. Der Reiz dieser Bilderauswahl liegt in der Besonderheit der Blickpunkte, was bei der starken photographischen Ausbeutung der Danziger Motive eine besonders schwierige Aufgabe ist. Bei allen Kindern und Freunden der ostdeutschen Grenzfesten zwischen Land und Meer wird dieses Kalender-Werk freudige Aufnahme finden.

F.

+

Fr. Bischoff: **Der Wassermann**

(Propyläenverlag, Berlin).

Die deutsche Literatur unserer Tage ist aus dem Landschaftserleben erwachsen. Erst aus dieser engeren Verknüpfung mit der Heimat, diesem persönlichsten und zugleich gültigsten Inbegriff der Bindung an das Schicksal, an eine Gemeinschaft heraus errang sie ihre Gültigkeit für das dichterische Leben des Ganzen. Darin liegt auch — wenn wir von den als private Exhibitionen eines Fremdstammes anzusehenden jüdischen Erzeugnissen einmal absehen — der wesentlichste Unterschied zu der vergangenen Literaturepoche, die ihre Gültigkeit aus abstrakten Theorien wie z. B. der Psychoanalyse herzuleiten suchte.

Unter der Oberfläche dieses Literaturbetriebes hat schon viele Jahre vor dem Durchbruch des Neuen in allen deutschen Landschaften ein stilles Arbeiten und Ringen

begonnen, oft ohne äußerliche Verbindung mit dem revolutionären Ausbruch und doch in der gleichen Richtung eines Gemeinschaftserlebnisses, des Erlebnisses der Heimat.

Aus der schlesischen Landschaft, in der der Kampf um Grenze und Volkstum und das Ringen gegen eine zähe, harte Natur seit Jahrhunderten eine Heimat hatten, erhob sich in diesen Jahren die Stimme des Dichters Friedrich Bischoff, der neben Hermann Stehr heute am gültigsten, d. h. am allgemeingültigsten seine Heimat in dem großen Bilde der deutschen Gegenwartsdichtung vertritt.

Kommt in seinem Gedichtbuch „Schlesischer Pfalter“ das Erlebnis des Kampfes um Grenze und Volkstum am stärksten zum Ausdruck — ich denke dabei z. B. an das schöne Gedicht vom „Grenzstein nach Osten“ — so vernehmen wir in seinem neuen Roman „Der Wassermann“ die gewaltige Stimme der Natur des schlesischen Vorlandes. Die edel gefornte und dennoch farbenreiche Sprache Bischoffs zeigt uns die Eigenart dieses merkwürdigen schlesischen Gebirgsmenschen, dessen spöckenkieferhaste Wunderlichkeit Gerhart Hauptmann in seinem oft zu Unrecht übergangenen „Narr in Christo Immanuel Quint“ zum ersten Male Gestalt gewinnen ließ. Noch reicher, freier von literarisch-philosophierendem Ballast tritt uns das Bild dieses äußerlich harten, und dennoch von so zartem, überfinnlichen Regungen erfüllten Schlesiens in dem Drama des Kampfes mit der Argewalt des Gebirgsflusses entgegen, das Bischoff in dem Roman „Der Wassermann“ entworfen hat.

F.

**W**enn auf irgendeinem Gebiete, so ist es auf dem der Politik, daß der Glaube handgreiflich Berge versetzt, daß Mut und Sieg nicht im Kausalzusammenhange, sondern identisch sind.

B i s m a r c h



## Die Städte

Dies ist das Schicksal, dem wir nicht entgehen:  
die Städte nahmen das, was wir besaßen,  
und gaben Glanz und prunkendes Geschehen.

Wir fühlen, daß wir oft uns selbst vergaßen.  
Daß es sehr schwer ist, Städte zu bestehen —  
mit ihrem Saß und ihren Übermaßen.

Und Können ohne Städte nicht mehr leben!  
Wir müssen sie ertragen, sie vollbringen:  
den Städten Sinn, dem Leben Tiefe geben.

Es gilt, die Städte in uns zu bezwingen;  
uns über Rausch, Prunk, Taumel zu erheben,  
die Stadt mit tiefem Glauben zu durchdringen.

Laßt uns die Sehnsucht in die Städte tragen! . . .

Kurt Kuberzig

## Reval

Von Carlo von Kugelgen

An der Ostsee Strand  
liegt mein Heimatland  
liebs von ganzer Seele . . .

Städte sind Persönlichkeiten — mit der ganzen Kompliziertheit, dem Für und Wider, den inneren Gegensätzen und den Forderungen nach außen, die jeder gewachsenen starken Persönlichkeit eigen sind. Sehen wir von der Liebe der Kinder einer Stadt zu dem Ort ihrer Wiege und ihres Schaffens, also vom „angeborenen“ Lokalpatriotismus ab, so hat der heutige Mensch, dessen Lebensweg durch zahlreiche Städte führt, vielseitige, aus Zuneigung und Abneigung gemischte Beziehungen zu den Städten, die ihn in ihren Mauern bargen. Schaue ich auf die verschlungenen Pfade meines Lebens zurück, so muß ich gestehen: Reval hebt sich unter allen Städten hervor als die Stadt, die ich liebe, uneingeschränkt liebe. Nicht, als wenn mir in Reval das Glück besonders gelächelt hätte. Ich habe dort 1917 den Zusammenbruch menschlicher Kultur unter dem Ansturm des Bolschewismus erlebt und so manche gemordeten Freunde und Verwandte in Einzel- oder Massengräbern versinken sehen. Und nach dem Jubel der Deutschen und der Hoffnung auf eine deutschgerichtete Zukunft des Landes kam der Zusammenbruch des Reiches, der in Estland die deutsch-baltische Geschichte abschloß. Ich wurde nach kurzer Schaffenszeit als Gegner der Ugarreform aus Land und Stadt getrieben. Wenn ich Reval dennoch in dankbarer Liebe im Herzen trage, liegt das an der einzigartigen Schönheit dieser hochragenden Stadt am Meer, an deren kraftvollen deutschen Traditionen und an den warmherzigen Menschen, die auch heute noch, trotz aller Stürme der Zeiten, in seinen Mauern leben.

Wohl liegen die Hauptstädte Finnlands und Schwedens gleichfalls in landschaftlicher Schönheit am Meer, ja, es tritt in freundlicher Hafensbildung bis ans Herz dieser Städte heran; — Reval allein ist die hohe Stadt am offenen, freien Meer. Während die übrigen Hansestädte — sei es im Deutschen Reich oder in den Baltischen Ländern — nur verkehrstechnisch, nicht aber landschaftlich am Meer liegen, ist Revals Lage in der Harmonie des hohen Dom- und Schloßberges, der darunterliegenden Stadt und des weiten Meeres einzigartig. Das um so mehr, als sich in keiner vom heutigen Leben durchpflusterten Stadt an der Ostsee (Visby ist ein Traum der Vergangenheit) die Wehrhaftigkeit des Mittelalters in Mauern, Türmen und Toren so unverfehrt in der schlichten Frugalität des Nordens erhalten hat. Es gibt keine andere Stadt, die den ursprünglichen Gedanken ihrer Anlage: Schutz vor dem Feinde!, so anschaulich zum Ausdruck bringt.

Keine andere Stadt begrüßt den Ankömmling so zauberhaft schön, wenn ihre Türme allmählich am Horizont aus dem Meer emporsteigen, bis sich das Panorama von Domberg und Stadt mit allen köstlichen Einzelheiten vor einem entrollt. Aber auch die Ankunft mit dem Zuge ist reizvoll, da die Bahn um die Stadt herumfährt und die Türme vor den erstaunten Augen ständig in ihrer Reihenfolge wechseln und in immer neuer Anordnung neue Schönheiten zeigen. Und wer sich, mit dem Flugzeug von Königsberg kommend, nach längerer Fahrt über die Wälder und Moräste der Wieh und



Harriens auf Reval hinabsenkte, ist ergriffen von dem ungewohnten Anblick der vom blizenden Meer sich abhebenden Türme.

Die Gliederung Revals in den Domfelsen mit der krönenden Burg und der darunterliegenden Bürgerstadt ist historisch gegeben und in ihrer Anschaulichkeit tief sinnvoll, daher ästhetisch auch so befriedigend. Die Burg, ursprünglich eine Estenburg (Kolhwan), ist 1219 von den Dänen angelegt worden. Die unterhalb des Revaler Domberges 1230 von Gotländern angelegte Stadt ist ebenso wie die Burg von Deutschen erbaut. Nur der von den Esten angenommene Name Tallinn (Saamin linna — dänische Burg) deutet auf ihren Ursprung.

Wenn ich als Dorpater Student im baltischen Provinzialrecht das besondere Recht des Domberges und das andere der Unterstadt und alle Bestimmungen über den Ausgleich zwischen ihnen studieren mußte (zum Beispiel über die Erbschaft eines auf dem Dom wohnenden und zufällig in der Stadt verstorbenen Adligen), so zeigt das den tief eingewurzelten historischen Sinn dieser Gliederung an. Oben saß in seinen breiten Häusern der Adel um das Schloß mit dem herrlichsten aller Türme, dem weit über Meer und Land blickenden „Langen Hermann“. Unten, mit dem Domberg nur durch eine torgeschützte zwischen hohen Mauern hinlaufende Straße, den „Langen Domberg“, verbunden, saßen die Bürger in ihren hohen Siebeshäusern an schmalen Gassen. Oben und unten erhoben sich die Türme der stolzen gotischen Kirchen. Schon im 13. Jahrhundert entwickelte sich das vornehmlich von Lübschen Kaufleuten um 1230 gegründete Reval zu dem alle anderen Städte des heutigen Estlands überflügelnden Handelsplatz. Bis zum heutigen Tage trägt die Stadt, die als einzige aller baltischen Städte unter „Lübschem Rechte“ stand, in ihren Bauten den Stempel ihrer Verwandtschaft mit dem freilich reicheren und zierlicheren Lübeck.

Das kampffreudige Stadtbild mit dem Stempel des 13. Jahrhunderts zeigt, was deutscher Bürgersinn im fernen Osten zu

schaffen vermochte. Reval besaß, wie Niels von Holst darlegt<sup>1)</sup>, von den zwölf ummauerten Städten des Baltenslandes die stärksten Befestigungen mit nicht weniger als 41 Türmen und Toren, während das größere Riga sich mit 31 begnügen mußte. Der Deutsche Orden hat in dem am weitesten vorgeschobenen Teil seines Landes eine uneinnehmbare Stadtveste errichtet. Der baltische Kunsthistoriker Schio sagt von der ersten, 1273—1340 erbauten Stadtmauer, eine von gleicher imposanter Stärke sei ihm in Deutschland nirgends vorgekommen. Sie ist 15 Meter hoch, 2,20—2,40 Meter stark und übertrifft damit die Nürnberger um das Doppelte, die Kölner um mehr als das Doppelte. Diese Mauern, die hohen Türme und die aus dem 16. Jahrhundert stammenden mächtigen Bastionen, wie die „Dicke Margarethe“ zum Schutz der Strandpforte an der Hafenseite und der riesige „Riek in die Röt“ im Südosten offenbaren, wohl erhalten, den Wehrwillen ihrer Erbauer.

Der russische Staat und auch die Landesregierung des estländischen Adels hatten nicht viel Sinn für die Pflege der alten Baudenkmäler, soweit sie nicht, wie Kirchen und Wohnhäuser, im Gebrauch waren. Man bedauerte wohl, wenn ein Tor dem wachsenden Verkehr weichen mußte, und schützte die alten herrlichen Gebäude einigermaßen vor Verfall. Der russische Staat setzte unter Alexander III. zur Zeit chauwinistischer Russifizierungspolitik als Wahrzeichen seiner brutalen Macht mitten auf dem Domberg neben die Domkirche, die älteste am Ort, die griechisch-orthodoxe Alexander-Newski-Kathedrale. Breit ausladend, mit goldenen Zwiebelkuppeln, war sie ein Stück aus fremder östlicher Welt. Heute trägt sie schon eine mildernde Patina und ist nach Gründung des estländischen Staates die Erinnerung an eine überwundene Epoche. Ob sie nicht doch, wie das Peter-Deukmal in der Stadt, wird weichen müssen, bleibt abzuwarten. Man muß es den Männern des jungen estländischen Staates hoch anrechnen, daß sie bei dessen regem Repräsentationsbedürfnis durch zweckentsprechenden Schutz, sachmännischen

<sup>1)</sup> Dr. Niels von Holst „Baltensland“, Dt. Kunstverlag; vgl. „Der Deutsche im Osten“. Jg. 1, Heft 2, S. 85 f.





Reval: Wehrtürme mit Olai-Kirche im Hintergrund

Ausbau und geschmackvolle Herausstellung, den alten Schönheiten ihrer neuen Hauptstadt volle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. So haben gerade außerhalb der Mauern eine Menge häßlicher Baracken neuen Anlagen Platz machen müssen und früher nie geahnte Schönheiten dem Blicke freigegeben. Die Modernisierung des Verkehrs, Asphaltierung der Straßen und manche moder-

nen Bauten tun den in liebevoller Vorsicht geschützten alten Herrlichkeiten keinen Abbruch.

Während in der Zeit des ersten chauvinistischen Machtgefühls Forderungen laut wurden, wie sie noch heute im benachbarten Lettland an der Tagesordnung sind, die Spuren der deutschen Herrschaft und Geschichte des Landes möglichst zu zerstören, hat sich in Estland ein tieferes



und im Grunde weit stolzeres nationales Versehen der Geschichte des eigenen Volkes betätigt. Es ist der Standpunkt, dem General Laidoner, der zweite Mann nach dem Staatsoberhaupt Päts, im Frühling dieses Jahres Ausdruck verlieh, als er sich schroff gegen das „Gerode von der siebenhundertjährigen Knechtschaft der Esten“ wandte<sup>2)</sup>. Die andersstämmige (deutsche) Oberschicht hätte im Ordensstaat eine vorbildliche Einrichtung geschaffen und dem Sturm der Russen unter Johann dem Grausamen widerstanden. Die monumentalen Bauten aus der Ordenszeit, sagte Laidoner, sind die besten Beweise für ihre hohe Kultur und ihren Wohlstand. Die stolzen Burgen wurden zum Schutz gegen den äußeren Feind errichtet, und in den Kämpfen gegen den östlichen Gegner konnte der kleine Ordensstaat nur mit Hilfe des estnischen Volkes durchhalten. — Dieser Geist macht auch dem deutschen Besucher Estland und seine gastliche Hauptstadt mit den herrlichen deutschen Baudenkmalern so angenehm und vertraut.

Die Kirchen Revals mit ihren das Stadtbild bestimmenden Türmen verdienen ein hohes Loblied. Der aus dem 13. Jahrhundert stammende Dom ist in seiner jetzigen Gestalt mit dem lustigen durchbrochenen Turm erst im 17. und 18. Jahrhundert entstanden. Schlicht im Äußeren und im Innern ist die heißumkämpfte Bischofskirche des estländischen Staates, doch birgt sie eine Fülle von Grabplatten, Epitaphen und farbigen Wappen des baltischen Adels. Hervorzuheben sind schöne Grabdenkmäler aus schwedischer Zeit. Alle diese reichhaltigen Denkmäler sind, entgegen den ursprünglichen estnischen Plänen, erhalten geblieben. Die St.-Olai-Kirche überragt, aus der Tiefe der Stadt emporsteigend, mit ihrem steil ansteigenden Spitzturm noch ihre auf dem Domberg stehende Schwester. So ist sie das Wahrzeichen Revals. 1267 erstmalig erwähnt, ist die Olai-Kirche mehrfach Bränden zum Opfer gefallen. Wenn die Domkirche durch ein Altargemälde des berühmtesten Malers, den Estland hervorgebracht hat, Eduard v. Gebhardts, geschmückt wird,

birgt die Olai-Kirche ein Altargemälde Wilhelm von Kүүлgens, der als Verfasser der „Jugenderinnerungen eines Alten Mannes“ so viel dazu beigetragen hat, den Zauber altbaltischen Lebens dem deutschen Volke nahezubringen. Eine Nichte des Alten Mannes, Sally v. Kүүлgens, hat wiederum der neuen zweitürmigen estnischen Karls-Kirche ein Erypticlion für den Altar gemalt. — Umgeben von uralten Linden, erhebt sich die Pfarrkirche zu St. Nikolai mit einem zweifach durchbrochenen Renaissancehelm. Das weiträumige Innere birgt einen großen Schatz von uralten Kunstwerken. Es heißt, daß 1524 die Bilderstürmer die Nikolai-Kirche verschonen mußten, da ein findiger Kirchenvorsteher die Schüssler mit Blei hatte vergießen lassen. Hier sehen wir den schönen Epitaph des Bogislaus von Rosen, des Stammvaters des heute noch blühenden Geschlechts der „weißen Rosen“, über den kürzlich ein grundlegendes Werk erschienen ist, und die von ihm gestiftete wundervolle Kanzel. Wir treffen in Reval fast alle berühmten Lübeder Künstler des 15. und 16. Jahrhunderts. Erinnerung sei nur an den ehemaligen Hochaltar der kleinen Heiligen-Geist-Kirche von Bernt Notke und an seinen berühmten Totentanz in der Nikolai-Kirche (früher in der Lübeder Marien-Kirche, von wo er verbannt wurde)<sup>3)</sup> oder an den Hochaltar in der Nikolai-Kirche mit den Bildern von Hermen Rode.

Unter den Profanbauten erwähnte ich schon das auf dem Dom gelegene jetzt ausgebaute Schloß mit dem, wie es heißt, aus der Dänenzeit stammenden Turm. Die Russen hatten ein Gouverneurpalais hinzugefügt und die verfallende Ordensburg in ein Staatsgefängnis verwandelt. Während der Revolution von 1917 brannte dieses aus. Jetzt haben die Esten hier ihr architektonisch eigenartiges Parlamentsgebäude, den Maapäw, errichtet. Im Zentrum der Altstadt erhebt sich auf dem schön geschlossenen Marktplatz mit den Siebelhäusern das gotische Rathaus aus dem 14. Jahrhundert, ursprünglich mit einem offenen Laubengang. Auch dieses gemütliche Haus mit dem

<sup>2)</sup> Vgl. „Der Deutsche Osten“. Jg. 1, Heft 2, Seite 84.

<sup>3)</sup> Vgl. Niels von Holst: „Baltendeutsche Kunstsammler“. Seite 14 dieses Heftes.

eleganten schlanken Turm birgt im Innern manche Schätze. Markig ragt die nackte Giebelwand der alten Börse mit einem bekannten Weinkeller im Untergeschoss, während das Schwarzhäupterhaus, unendlich viel schlichter als sein berühmter Bruder in Riga, nur mit einem schönen Portal aus dem Ende des 16. Jahrhunderts und den danebengesetzten Wangensteinen des ehemaligen Beischlages prunkt. Die Beischläge nach Danziger Muster mußten in Reval wegen der Enge der Straßen verschwinden.

Diese winkligen engen Gassen zaubern einem, namentlich an den Stadtmauern oder in versteckten Höfen der alten Bürgerhäuser, unverfälschtes Mittelalter vor Augen.

Die an verschiedenartigen Eindrücken der Ferne und Enge so reiche Stadt verfügt auch über große Schönheiten in ihrer nächsten Umgebung. Das Katharinental gemahnt mit vielen Parkanlagen an die schönsten kaiserlichen Parks des alten Petersburgs. Hier ließ Peter der Große

1718 seiner Gattin Katharina durch einen italienischen Baumeister ein barockes Lustschloß bauen, das heute zur Residenz des Staatspräsidenten ausgebaut worden ist. Hier liegt auch das kleine von Peter dem Großen eigenhändig gezimmerte Wohnhäus'chen in holländischem Geschmack. Noch weiter jenseits der Bucht erheben sich die ragenden Mauern des spätgotischen von den Russen zerstörten St.-Brigitten-Klosters. Die Einsamkeit von Wald und Meer ist vom jungen estnischen Staate als Strandbad seiner Hauptstadt entdeckt worden. Nur Hungerburg (Joesuu) an der Grenze bei Narva übertrifft Brigitten (Pirita) an Großartigkeit des breiten Sandstrandes und in der Aufmachung eines fashionablen Badebades.

Hier am Strande kann man so recht erkennen, wie sich das Volk der Esten in der kurzen Zeit seiner Selbständigkeit entwickelt hat. Das wird auch von den Balten, den einstigen Herren des Landes, neidlos anerkannt. Die gemüthlichen Zeiten



Reval: Bild von der Ostsee



breiten baltischen Lebens, von denen ich in meiner Jugend noch Reste habe erleben dürfen, mit feierlichen Bällen im Aktien-Klub und noch feierlicheren Tagungen der Ritterschaft, sind einmal vorbei. Dennoch leben deutsch-baltische Menschen in Reval, verfügen über die alte Ritter- und Domschule, Kirchen und Anstalten, große Industriebetriebe, Handels- und Bankhäuser und haben es verstanden, sich in die neue Zeit hineinzufinden. Mutig arbeiten sie mit am frischen Leben des estländischen Staates, der auf allen Gebieten große Anstrengungen macht und durch den reichen Segen der neuerstandenen Brennstoffindustrie zu unverhofftem Wohl-

stand gelangt ist. Der Trieb des Esten zu nüchterner Realität, seine Ablehnung aller utopischen und zerstörenden Lehren machen Estland im Nordosten unseres Erdteils zu einem wertvollen Stützweiler der notwendigen Schutzmauer gegen die anarchistisch-kommunistischen Fluten des Ostens. Wie hart Reval auch an der Grenze der Sowjetunion liegt und wie stark die russischen Einflüsse seit Beginn des 19. Jahrhunderts in Estland auch waren, gehören Stadt und Land auf Grund jahrhundertalter Tradition ganz zu Westeuropa. Und bis zum heutigen Tage bestehen die stärksten kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zum deutschen Volk.

**D**er deutsche Arbeiter muß zum Heimatgedanken erzogen werden. Wahrer Sozialismus ist Erziehung zum Heimatgedanken, Ermöglichung einer neuen Heimat, Auslöschung des Begriffs Proletariat. Es liegt im Interesse des deutschen Ostens, die sozialistische Sehnsucht des deutschen Arbeiters zu erfüllen. Der Landwirtschaft des Ostens wird auch wirtschaftlich nur geholfen werden, wenn man alle Türen öffnet für die Sehnsucht des deutschen Arbeiters, wenn man ihn aus den landwirtschaftsfeindlichen und heimatfeindlichen Auffassungen herausholt und zum bewußten preussischen Sozialismus zurückführt.

Erich Koch

## Die Umstellung der Tschecho-Slowakei

Bemühungen um die neue „Fahrtrichtung“ - Slowakei und Prager Zentralismus - Volksgruppen als „Volkspersönlichkeiten“ - Reichsautobahn als europäisches Projekt

Die letzten Wochen haben wohl eine Entscheidung über den endgültigen Verlauf der neuen Grenzen der Tschecho-Slowakei gebracht, aber über ihren inneren Aufbau ist noch keine Einigung erzielt worden. Die Tschechen wehren mit erbitterter Zähigkeit den kühnen Ansturm der Slowaken auf den Prager Zentralismus ab. Vielleicht läßt gerade der sie nicht zu einem raschen Ausbau kommen. Es ist in ihnen in ihrem Jubiläumsjahr, auf das sie sich seit einem Jahr unter ganz anderen Voraussetzungen vorbereitet hatten, als sie es nun tatsächlich begehen müssen, sehr viel zerbrochen worden. Sie sind sehr unfaßt aus der Welt der Illusionen, in die sie durch Präsidentenreden und eine systematisch betriebene Zeitungskampagne versetzt worden sind, herausgerissen worden. Die Wirklichkeit stellt sich für sie nun ganz anders dar, als sie sich auch jene vorgestellten haben, die trotz aller Vernebelungspolitik einen klaren Blick bewahrt hatten. Die rasche Umstellung, die von ihnen nach innen und außen gefordert wird, fällt ihnen daher nicht ganz leicht. Und das ist verständlich. Diese Tatsachen muß man sich aber vor Augen halten, wenn man die Schwierigkeiten verstehen will, die der innere Umbau in der Tschecho-Slowakei bereitet.

Zunächst bemühten sich die Tschechen in ihrem eigenen völkischen Lager eine neue Fahrtrichtung zu erzielen. Nach mühevollen Verhandlungen gelang die Schaffung einer Tschechischen Nationalpartei unter dem Vorsitz des agrarischen Abgeordneten B e r a n, in der auch die bisherigen Linksparteien mit Ausnahme der Kommunisten aufgegangen sind. So hat sich zwar ein nach außen hin geschlossen erscheinender Block gebildet, der im Parlament über 110 Mandate verfügt. Aber innerlich ist er unausgeglichen und un-

einheitlich. Dazu kommt der Versuch, diesen Block rechts zu steuern. Das Rechtsfahren kennt das Überholen von links. Und mit diesem Vorfahren rechnen jene Kreise, die bisher links gefahren sind. Es ergibt sich von selbst, daß es bei der plötzlichen Umstellung der Fahrordnung zu Zusammenstößen kommt. Sie hindern aber das Vorwärtstommen. Der äußeren Umstellung der tschechischen Politiker ist noch nicht die innere gefolgt. Sie sind natürlich in den neuen Organisationen die Männer mit dem alten Geist geblieben. So hemmt die neue Organisation zwar die Entfaltung und Auswirkung des alten Geistes, aber der alte Geist lähmt auch die neue Organisation. Und wenn auch mancher von den alten tschechischen Politikern mit Mephisto sagt: „Ich habe schimpflich mißgehandelt. — Ein großer Aufwand schmachlich ist vertan.“ so hat die Erkenntnis noch kein neues Programm geboren. Und auf das neue Programm kommt es eben an.

Wenn in der tschechischen Presse auch die Angriffe auf das nationalsozialistische Deutschland eingestellt sind, von denen sie einst gelebt hat, so ist das kein Beweis für eine Gestaltungsänderung im Volke selbst, sondern lediglich die Auswirkung der Zensurmaßnahmen der Regierung, die guten Willens einen neuen Kurs steuern will. Aus der Umgebung des Prager Verteidigungsministeriums werden den ausländischen Pressevertretern noch immer gedruckte Informationen in die Hand gedrückt, die sich in der Auslandspresse als sehr üble Greuelmärchen über die deutsche Armee und die Behandlung des Sudetendeutschums und die Tschechen durch die „preußische“ Verwaltung zeigen. Das sind Erscheinungen, die erklärlich sind. Mit ihnen muß man auch weiterhin rechnen. Sie bereiten der Regierung Schwierigkeiten.



Auf der anderen Seite darf man nicht übersehen, daß selbst einstige Parteigänger Dr. Benesch die Denkmäler stürzen, die ihm etwas voreilig gesetzt worden sind. Die Straßen, die seinen Namen führen, werden umbenannt. Sein Bild aus den Schulen, Ämtern und Kasernen wird entfernt. Man erklärt, daß ein Mann, der so wenig konsequent ist und einen so großen Mangel an Tapferkeit zeigt wie Dr. Benesch, nicht Vorbild des Volkes sein kann. Wenn ihm in London ein Tscheche auf offener Straße einige Ohrfeigen versetzte, so hätte ihm ähnliches in seinem von ihm mitbegründeten Staate auch passieren können. Das wußte er auch, als er in aller Heimlichkeit den Gradschin verließ und im Flugzeug nach London flüchtete. Kurz und gut: Im tschechischen Volke findet ein Ringen nach einer neuen Ausrichtung statt. Neue Erkenntnisse widerstreiten mit den alten Gewohnheiten. Aus den Illusionen formen sich nur schwer die Begriffe für die Realitäten. In dieser inneren Unfertigkeit und Gärung werden sie von den innerlich viel konsolidierteren und zielsichereren Slowaken bedrängt. Ihr Angriff gilt dem tschechischen Prager Zentralismus, den die Tschechen verteidigen. Sie haben sich in energischer Handlungsweise ihre Autonomie geholt und wollen sie gegenüber der Prager Zentralgewalt immer mehr ausbauen. Sie sehen in erster Linie ihr autonomes Gebiet und erst in zweiter Linie den Staat. Die Tschechen haben sich mit dem Gedanken einer Autonomie für sich selbst im Rahmen des Staates noch gar nicht befaßt. Sie können sich mit diesem Gedanken auch nicht vertraut machen und handeln noch immer im Geiste der bisher geübten zentralen Staatsführung. Für sie gilt noch immer das „Impera“, aber die Slowaken fordern das „Divide“. So herrscht Argwohn auf der einen und Mißtrauen auf der anderen Seite. Beide Teile suchen sich zu übervorteilen. Nach den Erfahrungen, die die Slowaken seit dem Pittsburger Vertrag mit ihren tschechischen Brüdern gemacht haben, kann man es verstehen, daß sie sich zu sichern suchen, was sie erreichen können.

Es hat lange Wochen gedauert bis sich die Tschechen, Slowaken und Karpatoukrainer auf einen gemeinsamen Präsidentschaftskandidaten geeinigt hatten. Ein Tag vor der Präsidentschaftswahl, an dem dieser Aufsatz geschrieben ist, bestand noch keine Einigung über die neue Regierung, die dem

Rabinett Syrový, das Dr. Benesch noch ernannt hatte, und nach der Präsidentschaftswahl sofort zurücktreten muß, wie es verfassungsmäßig verlangt wird, folgen soll.

+

Aus diesem Durcheinander und Widerstreit der Meinungen ragen aber positive und klare Entscheidungen heraus. Da ist zunächst die Vereinbarung über den Volksgruppenschutz zwischen Berlin und Prag zu nennen. Sie hat folgenden Inhalt:

1. Die beiden Regierungen sind gewillt, über die Fragen, die der Erhaltung, freien Entwicklung und Betätigung des Volkstums der oben genannten Volksgruppen betreffen, sich fortlaufend zu verständigen.

2. Es wird ein ständiger deutsch-tschechoslowakischer Regierungsausschuß gebildet, der grundsätzliche und Einzelfragen aller Art, die sich auf das Volkstum der oben genannten Volksgruppen und ihrer Angehörigen beziehen, im Verhandlungswege zu regeln berufen ist.

3. Dieser Regierungsausschuß besteht aus vier ständigen Mitgliedern, nämlich aus je einem Vertreter des deutschen und tschechoslowakischen Außenministeriums und aus je einem Vertreter des deutschen Reichsministeriums des Innern und des tschechoslowakischen Innenministeriums in Prag. Erforderlichenfalls wird sich der Regierungsausschuß durch eine beiderseits gleiche Zahl von Vertretern aller Ressorts ergänzen, sowie Vertreter der oben genannten Volksgruppen und Sachverständige hinzuziehen.

4. Der Regierungsausschuß hält seine Sitzungen unter wechselseitigem Vorsitz abwechselnd in beiden Staaten ab.

5. Falls in dem Regierungsausschuß keine Einigung erzielt wird, bleiben unmittelbare Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen vorbehalten.

Diese Vereinbarung, die aus dem Geiste der nationalsozialistischen Volkstumsprinzipien und ihrer Anerkennung durch die Tschechen getroffen worden ist, bedeutet eine klare Abgabe an die Methode des Genfer Minderheitenschutzes.

Die Angelegenheiten der beiden Volksgruppen der beiden Staaten werden auf neuer Grundlage durch einen ständigen Ausschuß geregelt, dessen Mitglieder nicht nur die Vertreter ihrer Staaten, sondern zugleich

ihrer Völker sind. Damit sind neue Wege eingeschlagen. Für die Wahl dieser Wege waren die Erfahrungen, die man in Genf bei der Behandlung von Volksgruppenfragen gemacht hat, entscheidend gewesen. Mit Recht verwies die deutsche diplomatische Korrespondenz in Berlin auf die Tatsache, daß Genf sich niemals entschließen konnte, die Volksgruppen als Rechtspersönlichkeiten zu behandeln, sondern meist nur individuelle Fragen entgegennahm, so daß auch keine allgemeingültigen Entscheidungen gefällt werden konnten, die die Weiterbildung des Minderheitenrechtes hätte von Nutzen sein können. Es kam hierzu, daß dem Minderheitenschutz, soweit er vertraglich geregelt war, in Genf universale Bedeutung gegeben wurde, und man in dieser formalistischen Verallgemeinerung keinerlei Rücksicht auf den unterschiedlichen Kulturstand der einzelnen Minderheiten, ihre Lebensbedingungen und ihre Eigenart nahm.

Durch das Abkommen zwischen Berlin und Prag erfolgt praktisch die Anerkennung der Volksgruppen als Volkspersönlichkeiten, den die volle Achtung der Staaten auf Grund ihrer geschichtlichen Vergangenheit und besondere Bedeutung in der Gegenwart entgegengebracht wird. Gleichzeitig aber ist der Verschleppung auftretender Beschwerden ein Riegel vorgeschoben.

Dieses Abkommen ist ergänzt worden durch ein Abkommen über die Optionsfrage. Demnach erwerben jene tschecho-slowakischen Staatsangehörigen, die am 10. Oktober 1938 ihren Wohnsitz in einer mit dem Deutschen Reich vereinigten Gemeinde gehabt haben, unter Verlust der tschecho-slowakischen Staatsangehörigkeit mit Wirkung vom 10. Oktober 1938, die deutsche Staatsangehörigkeit, wenn sie

a) vor dem 1. Januar 1910 in dem mit dem Deutschen Reich vereinigten Gebiet geboren sind oder

b) die deutsche Staatsangehörigkeit mit dem 10. Januar 1920 verloren haben oder

c) Kinder oder Enkelkinder einer Person sind, auf die die Voraussetzungen der Buchstaben a) oder b) zutreffen oder

d) Ehefrauen von Personen sind, auf die die Voraussetzungen der Buchstaben a), b) oder c) zutreffen.

Sudetendeutsche, die am 10. Oktober 1938 nicht in der Tschecho-Slowakei gewohnt

haben, verlieren die tschecho-slowakische Staatsangehörigkeit, wenn sie in eine Gemeinde zuständig sind, die dem Deutschen Reich eingegliedert wurden — eine Ehefrau erwirbt die Staatsangehörigkeit nicht, wenn sie auch ihr Ehemann nicht erwirbt.

§ 2 des Vertrages besagt, daß die deutsche Regierung bis zum 10. Juli 1939 an Personen, die im wiedervereinigten Gebiet wohnen, nichtdeutscher Volkszugehörigkeit und tschechischer Staatsangehörigkeit sind, das Verlangen stellen kann, dieses Gebiet innerhalb dreier Monate zu verlassen, wenn sie seit dem 1. Januar 1910 in das Gebiet zugezogen sind. Dies betrifft auch die Abkömmlinge der Zugewanderten, sofern auch sie die tschecho-slowakische Staatsangehörigkeit besitzen. Diese Personen werden von der Tschecho-Slowakei aufgenommen.

Die tschecho-slowakische Regierung kann ebenfalls bis zum 10. Juli 1939 an Personen deutscher Volkszugehörigkeit, die seit dem 1. Januar 1910 in das jetzige Gebiet der Tschecho-Slowakei zugezogen sind und gegenwärtig tschecho-slowakische Staatsangehörige sind, das Verlangen stellen, innerhalb drei Monaten das Gebiet der Tschecho-Slowakei zu verlassen. Diese Personen verlieren dann die tschecho-slowakische Staatsangehörigkeit; die deutsche Regierung wird sie in ihr Gebiet aufnehmen. Ausgenommen sind davon Personen, die nach dem 30. Januar 1933 tschecho-slowakische Staatsbürger wurden und bis zu dem genannten Zeitpunkt deutsche oder österreichische Staatsangehörige gewesen sind.

Personen, die auf Grund dieser Bestimmungen das Gebiet des Deutschen Reiches, bzw. der Tschecho-Slowakei verlassen müssen, sowie Optanten, die bis zum 31. März 1940 ihren Wohnsitz in den anderen Staat verlegen, dürfen das gesamte bewegliche Gut, das sie am Tage der Unterzeichnung dieses Vertrages besessen haben, mitnehmen. Ausgaben sind hierfür nicht zu entrichten. Ausgenommen sind hiervon Bargeld, Wertpapiere und Sammlungen von historischer oder kultureller Bedeutung. Diese Angelegenheiten erfahren eine besondere Behandlung.

Tschechen, die nach den eingangs angeführten Bestimmungen die deutsche Staatsangehörigkeit nicht erwerben, können bis zum 29. März 1933 für die tschecho-slowakische Staatsangehörigkeit optieren. Ebenso können Deutsche, die tschecho-slowakische



Staatsangehörige blieben, bis zum 29. März 1939 für die deutsche Staatsangehörigkeit optieren. Ausgenommen sind davon Personen, die nach dem 30. Januar 1933 tschecho-slowakische Staatsbürger wurden und bis dahin die deutsche oder österreichische Staatsangehörigkeit besaßen.

Über die Beziehungen der beiden Staaten und Völker zueinander aber haben die Vereinbarungen über den Bau einer Reichsautobahn zwischen Breslau und Wien und den Oder-Donau-Kanal Bedeutung für ganz Nord- und Südosteuropa. War die Marke oder Furche seit den frühesten Zeiten der europäischen Menschheitsgeschichte ein Durchzugsland aus dem Südosten nach dem Norden und umgekehrt, so wird sie jetzt zu einer wichtigen Wirtschaftsbrücke. Der böhmische Raum wird aus seiner staatlichen Enge wieder hinein gebaut in die kontinentalen Wirtschaftswege. Die engherzigen Donaupläne vergangener Jahre erfahren eine wahrhaft europäische Lösung. Der Anschluß der Tschecho-Slowakei aber an dieses große Verkehrsnetz hat auch für sie wirtschaftliche Bedeutung von unabsehbarer Ausmaß. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die das Projekt einer Autobahn durch das tschecho-slowakische Staatsgebiet, die Exterritorialität genossen soll, als eine Zerschneidung des tschechischen Staatsgebietes bezeichnet und abgelehnt haben. Aber die einsichtigen Stimmen, die die gigantische Bedeutung dieses Projektes erkannten, überwogen. Sie sehen in diesen modernen Straßen Symbole des Aufstieges der zweiten tschechischen Republik.

— rer —

+

Die seit der Umbildung der Prager Regierung unter dem Ministerpräsidenten Beran gemachten Fortschritte in der Vereinigung der deutsch-tschechischen Atmosphäre werden in der deutschen Presse mit Befriedigung festgestellt. Angesichts der bevorstehenden Reise des tschechischen Außenministers Dr. Chvalkowsky nach Berlin empfindet man es auf deutscher wie auf tschechischer Seite als durchaus förderlich, daß die im Zuge der Regierungsbildung abgegebenen grundsätzlichen Erklärungen auch in der Öffentlichkeit, vor allem in der Stellungnahme zu den die beiden Staaten und Völker angehenden Ereignissen ihre realpolitische Bestätigung finden.

Die tschechische Presse hat mit großer Objektivität den Verlauf und das Ergebnis der Reichstagswahlen in den sudetendeutschen Gebieten wiedergegeben und die ungeheure Wahlbeteiligung sowie die Geschlossenheit der Stimmabgaben hervorgehoben. Die Tatsache, daß auch die unter deutsche Herrschaft gekommenen Tschechen sich nahezu geschlossen zu einer loyalen Haltung bekannt haben, wird in der tschechischen Presse mit amtlichen deutschen Erklärungen kommentiert, die ausdrücklich nochmals festgestellt haben, daß das Reich keinen Tschechen germanisieren wolle. — Dieser Haltung der Tschechen zu Deutschland entspricht die von den Volksdeutschen in der Tschecho-Slowakei innegehaltene Linie. Man wird durchaus Verständnis dafür haben, daß das bodenständige Deutschtum im böhmischen Raum in seiner breiten Masse der Verlockung widersteht, durch Option in den Besitz der Reichsangehörigkeit zu kommen und daß es gewillt ist, seinen Boden und seine Arbeitsstätte unter einer tausendjährigen Überlieferung festzuhalten und dadurch die Brücke zwischen völkischer Arbeit zu festigen. Die Wiederaufnahme der Tätigkeit der alten deutschen Universität Prag ist ein wichtiges Kennzeichen dieser im Zuge befindlichen Normalisierung. Die volkspolitische Organisation des in der Tschecho-Slowakei verbliebenen Sudeten- und Karpatendeutschtums vollzieht sich unter berufener Führung — Kundt und Karmasin — auf der Linie der in den Kämpfen der Vergangenheit gewonnenen inneren Einheit dieser in zahlreichen Siedlungsinseln verstreuten Gruppe. Der Vorsitzende des Klubs der deutschen nationalsozialistischen Abgeordneten und Senatoren, Abgeordneter Kundt, hat in einem Schreiben an den Ministerpräsidenten Beran den Wunsch der Deutschen zur Herstellung eines erfolgreichen Arbeitsverhältnisses zum Ausdruck gebracht und seinen Klub nicht im Sinne alter parlamentarischer Praxis, sondern in einer neuen Form vertrauensvoller Fühlungnahme als unterstützende Gruppe der Regierung angemeldet. Damit sind sowohl für die Deutschen in der Tschecho-Slowakei selbst, wie auch für die vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet liegende Zusammenarbeit von Staat zu Staat günstige psychologische und arbeitsmäßige Voraussetzungen geschaffen. Das Reich hat sich auch über die von volksdeutscher Seite im Reich getragene Organisation der Reichshilfe bereiterklärt, den Deutschen

in der Tschecho-Slowakei beim Neuaufbau ihres Gemeinschaftslebens zu helfen. In den maßgebenden deutschen und tschechischen Kreisen herrscht die Überzeugung, daß es auf diesem Wege gelingen wird, nicht nur noch

verbliebene Spannungen und Mißverständnisse der Vergangenheit zu lösen, sondern für Mitteleuropa, sowohl in sich als auch in den Beziehungen zu den Nachbarn, eine neue Zeitspanne realer Aufbaupolitik einzuleiten.

## Hans Knirsch, ein Rufer Großdeutschlands Zum 5. Todestag des nationalsozialistischen Grenzlandkämpfers

Als am 6. Dezember 1933 Hans Knirsch, der Führer und Vorkämpfer der sudetendeutschen Nationalsozialisten, für immer von uns schied, durchlebte das Sudetendeutschtum seine bitterste und schwerste Zeit. Die Prager Gewalthaber hatten zum vernichtenden Schläge gegen das volksbewußte Sudetendeutschtum ausgeholt und glaubten durch brutalen Terror den nationalen Lebenswillen und Widerstandsgeist dieser Volksgruppe endgültig zu brechen. Die Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei, die Kerntruppe des sudetendeutschen Abwehrkampfes, wurde aufgelöst, ihre Führer und tausende aufrechte Sudetendeutsche in die Kerker geworfen, die volksbewußte Presse unterdrückt und ungezählte Existenzen vernichtet.

In diesen Wochen tiefster völkischer Not, äußerte sich Hans Knirsch, den Todeskeim schon in der Brust, zu einem seiner Freunde:

„Wir müssen durchhalten. Und wenn alles zusammenbricht, die Partei, die Presse, die Existenz, wir müssen fest bleiben in der Sache. Das sind wir uns und unseren Parteigenossen schuldig. Wir sind keine politischen Verbrecher. Was wir getan haben, das können wir verantworten, vor unserem Gewissen und vor der ganzen Welt.“

Diese einfachen, schlichten Worte zeigen Hans Knirsch, dem selbst die erbittertsten Gegner die Achtung nicht versagen konnten, in seiner ganzen seelischen Größe. Uner-schütterlich war sein Glaube an den Sieg des Rechts, an den Sieg der deutschen Sache. Nicht die Form ist ihm das Wesentliche, nicht das persönliche Wohlergehen. Am die „Sache“ geht es ihm, um die Idee, für die er ein Leben lang gearbeitet und gekämpft, gedarrt und geopfert hatte.

Als Sohn armer Webersleute wurde Hans Knirsch am 14. September 1877 in Triebendorf, einem Orte der Schönhengster Volksinsel in Mähren geboren. Hier lernte er schon in seiner frühesten Jugend die sozialen Härten einer dem Kapitalismus hörigen Zeit kennen, hatte aber auch Tag für Tag den erbitterten Volkstumskampf vor Augen, den die Deutschen an der Sprachgrenze gegen das anstürmende unduldsame Tschechentum durchzukämpfen hatten. Es ist nur natürlich, daß der aufgeweckte junge Mann, von fanatischer Liebe zu seinem Volke und dessen ernstesten Söhnen erfüllt, frühzeitig den Weg ins politische Leben fand. Nachdem er an der Seite Ferdinand Burschofstys den Verband der Deutschen Arbeiter- und Gehilfenvereine aufgebaut hatte, gründete er 1903/04 mit einigen Gleichgesinnten die „Deutsche Arbeiterpartei“ Österreichs, die sich den politischen Einsatz der deutschen völkischen Arbeiterschaft der Donaumonarchie zum Ziele setzte. Hans Knirsch wurde ihr 1. Geschäftsführer und 1911 erfolgte seine Wahl in den österreichischen Reichsrat. Am Weltkrieg nahm er vom ersten Tage als Kriegsfreiwilliger teil und wurde mehrfach für Tapferkeit vor dem Feind ausgezeichnet. Noch vor dem Zusammenbruch stellte er am 21. Oktober 1918 im österreichischen Parlament den denkwürdigen Antrag auf Anschluß der deutschen Gebiete Österreichs an das Deutsche Reich. Er war damals unter den Politikern Alt-Österreichs der einzige, der den Mut zu dieser Forderung aufbrachte.

Nach dem Friedensschlusse widmete sich Hans Knirsch dem Aufbau der Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei in der Tschecho-Slowa-



kei, die inzwischen aus der „Deutschen Arbeiterpartei“ hervorgegangen war. Am Parteitag zu Dux (15./16. 11. 1919) wurde er zum 1. Parteivorsitzenden gewählt. In einer geschichtlich bedeutsamen Rede nahm er Stellung zu den Friedensdiktaten und protestierte in leidenschaftlichster Weise gegen die Vergewaltigung der 3 1/2 Millionen Sudetendeutschen. In klarer Voraussicht der kommenden Ereignisse sagte er u. a.:

„Wie die Polen, Magyaren und Ukrainer dieses Staates seit seines Bestandes zu ihrem Mutterlande und die zu völkischem Bewußtsein erwachten Slowaken zu staatlichem Eigendasein streben werden, so streben auch wir zu unseren Brüdern und Schwestern im Reich, mit denen wir durch die Bande des Blutes, der Geschichte, des Geistes und der Kultur untrennbar verbunden bleiben.“

1920, bei den ersten Parlamentswahlen, entsandte ihn die Partei ins Prager Abgeordnetenhaus, dem er bis zur Auflösung der Partei angehörte. Rastlos war der Unermüdlische tätig. Obgleich seine ganze Sorge dem Aufbau der nationalsozialistischen Bewegung galt, der besonders in den ersten Nachkriegsjahren im schärfsten Kampfe gegen links und rechts sowie gegen den nationalen Gegner erfolgen mußte, fand Hans Knirsch

doch noch die Zeit, in den Volkstumsvverbänden des Sudetenlandes segensreich zu wirken. Von allem Anfange ging sein Streben dahin, das gesamte Sudetendeutschtum auf eine gemeinsame Ebene des Kampfes und der Abwehr zu bringen. Er prägte die Losung: „Kampf um Schule, Scholle und Arbeitskraft“, die immer mehr zur Parole des sudetendeutschen Freiheitskampfes wurde. 1926 unternahm er eine Reise nach Amerika, um vor allem die dort lebenden Sudetendeutschen mit dem Ringen ihrer Landsleute in der Heimat vertraut zu machen und dem sudetendeutschen Freiheitskampf den Charakter einer innerpolitischen Angelegenheit der C.S.R. zu nehmen, die sudetendeutsche Frage zu einer Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes zu machen und die Weltöffentlichkeit auf die schwärende Wunde Mitteleuropas hinzulenken.

Leider hat Hans Knirsch die Ernte seiner unermüdlischen Arbeit nicht mehr erlebt. Kaum fünf Jahre nach seinem viel zu frühen Tode hat der Führer, zu dessen treuesten Anhängern Hans Knirsch von Anfang an gehörte, das Sudetenland heimgeholt ins Reich. Hans Knirsch aber wird weiterleben im Geiste von Millionen deutscher Volksgenossen als einer der treuesten seines heißgeliebten deutschen Volkes.

Otto Bieweger.

## Das Deutschtum im Olša-Gebiet

Von der tschechischen unter die polnische Herrschaft – Eine Denkschrift an den polnischen Ministerpräsidenten – Der große völkische Besitzstand des Deutschtums – Wirtschaftliche Schwierigkeiten

Rund 23 000 Deutsche haben durch die Besetzung des bisher zum Tschechoslowakischen Staat gehörigen Teil Ostschlesiens zwischen Olša und Ostrawitz das Benesch-Regime mit dem des Herrn Grazyński vertauscht. Das Deutschtum des Olšalandes ist durch diese Entwicklung der politischen Geschichte überrascht worden. Die dortige deutsche Volksgruppe war zu sehr mit dem Kampf und den Zielen des von Konrad Henlein

geceinten Sudetendeutschtums verbunden, als daß sie sich veranlaßt gesehen hatte, ihr politisches Dasein unter einem besonderen Gesichtswinkel zu betrachten, sich überhaupt als eine unter besonderen politischen Gesetzmäßigkeiten stehende Gruppe zu fühlen. So kam es, daß das Deutschtum des Teschener Ländchens zwischen Olša und Ostrawitz, das nach Karlsbad geblickt hatte, nun plöthlich seine Blicke nach Osten wenden mußte.

Die ostschlesischen Deutschen waren diesem Frontwechsel zunächst nicht gewachsen. Die plötzliche Enttäuschung ihrer Hoffnungen ließ sie die Entwicklung nicht gefaßt hinnehmen. Die Schließung aller deutschen Schulen, die Auflösung der Vereine durch die neuen Behörden und die Beschlagnahme sämtlichen Vereinsvermögens trugen das Ihre dazu bei, die Bestürzung zu vergrößern. Trotz dieses wenig erfreulichen Tatbestandes ist die Hoffnung durchaus nicht aufzugeben. Wenn es dem Deutschtum des Teschener Landes gelingt, aus sich eine zielbewußte Führung herauszustellen, die gemillt ist, auf dem Boden der neuen Tatsachen aufzubauen, muß es gelingen, das durch die Maßnahmen der neuen Staatshoheitsträger nicht beseitigte Zusammengehörigkeitsbewußtsein zu reaktivieren.

Doch — abgesehen von diesen inneren Umstellungsnotwendigkeiten — mußte nun auch für die äußere Existenzsicherung der dortigen Volksgruppe an die Stelle der bisher zuständigen volksdeutschen Führung in Prag ein neuer Faktor treten. Die Führung des Deutschtums in Polen hat diese Aufgabe bereits mit großer Tatkraft in Angriff genommen. Der Führer der Jungdeutschen Partei in Polen und ehemalige Senator Rudolf Wiesner hat dem polnischen Ministerpräsidenten General Skladkowski und auch dem schlesischen Wojewoden Dr. Grażyński, dem jetzt das Olsagebiet untersteht, eine Denkschrift zugeleitet, die von 20 maßgebenden Vertretern des Deutschtums im West-Osaland unterzeichnet ist.

In dieser Denkschrift wird einleitend erklärt, daß die Olsa-Deutschen durch den Übergang des Gebiets unter polnische Staatshoheit polnische Staatsbürger geworden sind und als solche unter allen Umständen bereit seien, ihre staatsbürgerlichen Pflichten loyal zu erfüllen. Andererseits habe aber der polnische Staat mit dem Hoheitswechsel den Schutz auch der deutschen Bürger übernommen. Der polnische Staat müsse berücksichtigen, daß das Olsa-Deutschtum durch den Staatshoheitswechsel in vollkommen neue Verhältnisse hineingestellt wurde. Die Anpassung an die neuen Verhältnisse könnte daher nur allmählich vor sich gehen. Unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Sachlage im Olsa-Gebiet sehe sich daher das Deutschtum veranlaßt, den maßgebenden polnischen Stellen seine Lebensnotwendigkeiten darzulegen und um geeignete

Maßnahmen zur Erfüllung seiner Forderungen zu bitten.

Die Denkschrift zählt sodann die Forderungen des Olsa-Deutschtums wie folgt auf:

1. Das Recht des freien Gebrauchs der deutschen Sprache und die Einräumung einer mehrjährigen Frist zur Erlernung der polnischen Sprache, sowie das Recht, bis zu diesem noch näher festzusetzenden Zeitpunkt auch im Verkehr mit den staatlichen Behörden und Ämtern sich der deutschen Sprache zu bedienen;

2. die Erhaltung und Fortführung ihrer im Olsa-Gebiet bestehenden Schulen und Büchereien, die seit dem Übergang des Gebietes unter polnische Staatshoheit nicht mehr tätig sind;

3. die sofortige Legalisierung aller aufgelösten deutschen Vereine und die Rückgabe des Vermögens;

4. das ungeschmälerete Recht des Deutschtums auf den Arbeitsplatz und die Lebensmöglichkeiten in allen Ämtern, in der Industrie und im Handel;

5. die uneingeschränkte Belassung aller staatlichen Konzessionen, die sich in den Händen von Deutschen befinden.

Schließlich wird noch die Errichtung des kleinen Grenzverkehrs verlangt.

+

In diesem Zusammenhang ist eine Darstellung des bisherigen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Bestandes des Deutschtums Ostschlesiens wichtig. Da Polen seine Ansprüche auf das West-Osaland auf rein ethnologische Momente stützte und sich hierbei vor allem auf die Volkszählung vom Jahre 1910 berief, seien hier zunächst die Ergebnisse dieser Volkszählung angeführt. Allerdings muß vorausgeschickt werden, daß die damaligen österreichischen Behörden gemäß dem habsburgischen Staatsgedanken nicht nach der Nationalität, sondern nach der zu Haus gesprochenen Sprache fragten und daraus die Nationalitätenstruktur folgerten. Diese Art der Erfassung der drei Nationalitäten im Teschener Land ließ natürlich einen weiten Spielraum zu, in dem sich die ermittelten Nationalitätengrenzen kaum mit den tatsächlichen Volkstumsgrenzen gedeckt haben dürften. Die Volkszählung von 1910 hatte folgendes Ergebnis:



	Deutsche:	Polen:	Tschechen:	Zusammen:
Karwin .....	1 980	13 546	860	16 386
Freistadt .....	1 704	2 878	253	4 835
Polnisch-Ostau .....	1 296	4 467	16 927	22 690
Erzynieh .....	876	2 485	243	3 604
Schwibitz .....	715	1 558	41	2 314
Peterswald .....	628	1 355	5 303	7 286
Czechowitz .....	611	5 935	290	6 816
Orlau .....	603	2 805	4 799	8 207
Leskowitz .....	602	168	813	1 583
Heinzendorf .....	539	1 800	6	2 345
Jablunkau .....	538	3 221	57	3 816
Strzeczon .....	454	2 411	353	3 218
Bobref .....	438	2 241	111	2 790
Astron .....	333	3 417	15	4 265
Konstau .....	321	1 960	26	2 307

Diesem Ergebnis der Volkszählung von 1910 steht eine Volkszählung der Tschechen aus dem Jahre 1930 gegenüber, deren Ergebnis hinsichtlich der Nationalitätenstruktur der Öffentlichkeit jedoch nicht vorliegt. Über die zahlenmäßige Stärke des Deutschtums in den letzten Jahren gibt jedoch eine Zusammenstellung Aufschluß, die der Gauwart für Schlesien des Bundes der Deutschen, Professor M. Schindler, im Jahresbericht 1937 des Gaues Schlesien veröffentlicht. Professor Schindler hat für den Bundesbezirk Tschechisch-Teschen folgende Zahlen ermittelt:

	Deutsche Bevölkerung	Anteil v. H.
Tschechisch-Teschen ..	3 269	16,7
Freistadt .....	1 362	12,0
Friedel .....	2 284	11,9
Hruschau .....	701	12,8
Jablunkau .....	292	10,6
Karwin .....	1 329	13,8
Neu-Oderberg .....	3 909	5,0
Rattimau (mit Paskau)	132	66,0
Schles. Ostau (durch Polen nicht besetzt)	803	45,8
Erzynieh .....	930	16,4
<b>B.-Bz. Tschechisch- Teschen .....</b>	<b>22 013</b>	<b>9,5</b>

Wenn für irgend ein völkisch unstrittenes Gebiet die Behauptung zutrifft, daß eine Volkszählung nicht den tatsächlichen Besitzstand der einzelnen Nationalitäten ermitteln kann, so gilt das am ehesten für das Teschener Gebiet. In allen bisherigen Zählungen sind nämlich irgendwie die „Slonzaken“, die autochthone Bevölkerung des

Teschener Landes, enthalten, ohne daß ihr nationales Bekenntnis daraus ersichtlich wird. Die Tschechen haben zwar versucht, auch die „Slonzaken“ national zu teilen, indem sie die Frage nach „tschechischen“, „polnischen“ und „schlesischen“ oder „reinen“ Slonzaken stellten, aber dieses Verfahren ist nur als politisch taktisches Manöver zu werten, das keinen Aufschluß über die wirkliche politisch-nationale Einstellung der Slonzaken gibt. Das beweist auch die Tatsache, daß es der Sudetendeutschen Partei bei den letzten Gemeindewahlen in Tschechisch-Teschen gelang, mit 15 Mandaten die Mehrheit im Stadtparlament zu erlangen. Obwohl nun die SdP. die Möglichkeit gehabt hätte, einen eigenen Kandidaten für den Bürgermeisterposten aufzustellen und durchzubringen, ging sie mit der „Schlesischen Volkspartei“ zusammen, die nur 4 Sitze hatte und wählte den Slonzakenführer Rozdom zum Bürgermeister des ehemaligen Tschechisch-Teschen. Auch in Oderberg konnte die Sudetendeutsche Partei bei den Gemeindewahlen 40 Prozent aller Stimmen auf sich vereinen, während von den anderen Stimmen 40 Prozent die Tschechen und 20 Prozent die Polen und Juden erhielten. Aus den beiden Beispielen Tschechisch-Teschen und Oderberg geht eindeutig hervor, daß die amtlichen tschechischen Angaben über die Nationalitätenzusammensetzung im West-Ostland nicht zutreffen und daß die von Professor Schindler ermittelten Zahlen nur das vom Bund der Deutschen statistisch erfassbare Deutschtum ausweisen.

So wenig man sich also aus den angeführten Zahlen ein genaues Bild von der tat-

jählichen zahlenmäßigen Stärke des Deutschtums im West-Olsaland machen kann, so steht doch eines fest: Daß die deutsche Volksgruppe in diesem Gebiet eine ansehnliche Minderheit bildet. Ihre Bedeutung für das kulturelle und wirtschaftliche Leben des West-Oslandes geht jedoch weit über ihren zahlenmäßigen Anteil an der Gesamtbevölkerung hinaus. Vor dem Krieg beherrschte das Deutschtum völlig das wirtschaftliche und kulturelle Leben. Die Tschechen versuchte, als sie das Gebiet durch Entscheid der Votschafterkonferenz erhalten hatten, den deutschen Einfluß nach Möglichkeit auszuschalten, doch begnügten oder mußten sie sich damit begnügen, ihren Einfluß in den den Behörden direkt zugänglichen Zweigen des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens geltend zu machen. Sie besetzten also alle staatlichen Ämter — auch in der Industrie, soweit sie staatlich war — mit Tschechen, konnten aber den maßgebenden Einfluß des Deutschtums in Handel und Gewerbe nicht ausschalten. Bis zum 2. Oktober dieses Jahres beherrschte das Deutschtum die kleineren und mittleren handwerklichen und Industriebetriebe und auch das kaufmännische Leben zum größten Teil, während es in der Groß-Industrie nächst den Tschechen am stärksten vertreten war. Man kann sagen, daß in den Städten, besonders in Teschen, Oderberg, Freistadt, Trzyniec und Jablunkau, das Deutschtum mit den Tschechen zusammen die bürgerliche Mittel- und Oberschicht bildete. Die Facharbeiter stellte es fast allein, während sich die ungelerten Arbeiter aus Tschechen und Polen, oder richtiger aus dem Slonzakentum rekrutierten. Die Geschäftssprache, überhaupt die Verkehrssprache, war deutsch. Die slonzakische Arbeiter- und Bauern-Bevölkerung sprach zwar vorwiegend jene Mischsprache, die auch die Bevölkerung Oberschlesiens gebraucht, aber im amtlichen und geschäftlichen Verkehr bediente sie sich eher der deutschen als der tschechischen Sprache.

Wie erfreulich stark das kulturelle und wirtschaftliche Eigenleben des Deutschtums war, zeigt folgende Zusammenstellung. Das Deutschtum besaß außer dem „Bund der Deutschen“, einer unpolitischen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Zwecken dienende Dachorganisation, folgende Vereine: Burschenschaft „Silesia“, Bekidenverein Sektion Tsch. Teschen, Verband deutscher Ak-

demiker, Kameradschaftlicher Unterstützungsverein gebienter Soldaten, Ev. Frauenverein, Bund der Schlesier, Deutscher pädagogischer Verein, Verein der Hausbesitzer, Verein deutscher Eisenbahnbeamten, Verein deutscher Bautechniker, Deutsche Bezirksjugendfürsorge, Verein für Frauenbildung, Deutscher Industrie- und Handelsangestelltenverein, Deutscher Elternrat, Deutscher Sportklub, Katholischer Volksverein, Heimatsöhne im Weltkrieg, Deutscher Turnverein, Deutscher Kulturverband, Männergesangverein Frohsinn, Teschner Männergesangverein, Jagd- und Fischereiverein, Deutscher Tennisklub, Walter-Fulda-Gedächtnisverein, Feuerwehr.

Über die Tätigkeit des Bundes der Deutschen gibt der Bericht des Bezirksführers Erich Dreischer im Jahresbericht 1937 Auskunft: „Eine der wichtigsten Aufgaben, die Mitgliederbewegung, war in unserem Bezirksgebiet, trotz der vorerwähnten Schwierigkeiten von Erfolg gekrönt. Am 31. Dezember 1936 war der Mitgliederstand 1627 Mitglieder, und am 31. Dezember 1937 betrug er 2101 Mitglieder, was einem Zuwachs von 474 entspricht. In dieser hart erarbeiteten Zahl drückt sich am besten die ständige Aufwärtsentwicklung unseres Bundesbezirkes aus.“

„Auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge steht die Soziale Volkshilfe im Vordergrund, und sind hier ausgezeichnete Leistungen zu verzeichnen. Im vergangenen Winter 1936/37 konnten wir im ganzen Bundesbezirk Kc 90 999,95 an Bargeld, und Sachspenden im Werte von Kc 7 638,— aufbringen, was einer Kopfquote von Kc 8,20 gleichkommt, d. i. im ganzen Bundesgebiet sind wir unter den Bundesbezirken an 7. Stelle gesetzt. Von den aufgebrachten Geldmitteln wurden Kc 43 463,55 an bedürftige Volksgenossen ohne Unterschied der Parteizugehörigkeit zur Verteilung gebracht. Der Rest von Kc 46 696,65 wurde entsprechend den Weisungen der Bundesleitung abgeführt.“

Hervorragend organisiert war die Jugendaufsorge. Die Bezirksjugendfürsorge in Tschechisch-Teschen umfaßte die deutschen Schulen von Teschen, Schwiebitz und Trzyniec, die Kleinkinder der fünf deutschen Kindergärten des Bezirks und die Säuglinge. Mit anderen Worten: sie betreute die Kinder von der Geburt, bis sie ins Leben hinausstraten. Die gesamte Arbeit wurde von einem Sekretär und einer Fürsorgeschwester



geleitet. Die deutschen Ärzte stellten sich für den Dienst in der Bezirksjugendfürsorge ehrenamtlich zur Verfügung. Bemerkenswert ist, daß die Jugendfürsorge sowohl durch staatliche wie durch kommunale Subventionen unterstützt wurde.

In Tschechisch-Teschen hatte das Deutschtum folgende Schulen:

	Klassen:	Kinder:	Lehrer:
Kindergärten ....	3	90	3
Volksschule Mädchen	5	225	6
„ Knaben	5	232	5
Bürgerschule Mädchen	7	316	10
„ Knaben	6	222	10
Familien- schule ....	4	84	7
Handels- schule ....	2	80	4
Gewerbl. Fortb.- Schule .....	3	70	1
Fortb.-Schule für Kleidermacherinnen	3	61	
Kaufm. Fortb.- Schule .....	2	35	
	40	1415	46

Alle diese Zahlen geben ein ungefähres Bild von dem großen völkischen Bestands des Deutschtums im West-Olsaland. Inzwischen sind einschneidende Änderungen eingetreten. Deutsch ist nicht mehr die zweite Amtssprache, es gibt keine deutschen Straßennamen und Aufschriften mehr, sämtliche deutschen Schulen sind gesperrt und sämtliche Vereine aufgelöst. Ihr Vermögen ist beschlagnahmt. Wieviel das Deutschtum von seinem Besitz zurückerhalten wird, wieviel Schulen es haben wird, ist eine Frage, die die Zukunft beantworten wird.

+

Daß jedoch nicht allein die deutsche Bevölkerung des Olsagebietes mit Sorge der zukünftigen Entwicklung entgegensteht, mag aus einer polnischen Stimme deutlich werden, die wir nach der Kattowitzer „Deutschen Volksgemeinschaft“ zitieren. Dort heißt es:

„Das Blatt des Polentums im Olsa-Gebiet, der „Dziennik Polski“, der zur Tschechenzeit einen vorbildlichen Kampf um die Freiheit geführt hat, dürfte wohl dazu berufen sein, den Sorgen und Befürchtungen der Bevölkerung, für deren Befreiung es sich eingesetzt hat, auch Ausdruck zu geben. Es hat dies auch in einer Form getan, die wohl sehr scharf genannt werden kann, aber

bei der Dringlichkeit der aufgeworfenen Fragen erklärlich erscheint und deshalb auch in der polnischen Öffentlichkeit ein lebhaftes Echo gefunden hat. Das Blatt schreibt von einer gewissen Verbitterung der Bevölkerung und von gewissen Herren, die im Olsa-Gebiet regieren wollten, dabei die feierlichen Erklärungen der Vertreter der polnischen Regierung boykottieren und die tatsächlichen Verhältnisse im Olsa-Gebiet nach eigenem Gutdünken regeln wollten. Insbesondere zeigt sich das Blatt um die wirtschaftliche Lage des Gebietes besorgt und wendet sich gegen die Tendenzen zur Verlegung von Unternehmungen in andere Staatsgebiete. Auch von einem Arbeitsmangel spricht es, der sich in Karwin empfindlich bemerkbar mache und von einer starken Verteuerung, die in der letzten Zeit eingetreten sei. Es geißelt scharf eine Protektionswirtschaft und erklärt, daß das Schlesien jenseits der Olsa nicht deshalb den Tschechen weggenommen worden ist, damit heute dort gewisse Herren ihren persönlichen Interessen folgen könnten und von der Bevölkerung verlangt, daß sie diesem Treiben tatenlos zuschaue. . . Der „Kurier Poznański“ wirft die Frage des Kohlenabsatzes auf. Die Kohlenhalden im Olsa-Gebiet wachsen, da der Innenmarkt die Förderung nicht im entsprechenden Maße aufnehmen kann. Die schlesischen Gruben hätten sogar, ungeachtet des eigenen Verlustes, den Karwiner Gruben ein gewisses Kontingent zugesichert, aber auch das reiche nicht aus, um eine Kürzung der Arbeitstage im Olsa-Gebiet zu verhindern. Ebenso sei es bei der anderen Industrie. Die Sorge des „Dziennik Polski“, daß wichtige Institutionen und Unternehmen in andere Gebietsteile verlegt werden, teilt auch der „Kurier Poznański“, der die Befürchtung ausspricht, daß die Direktionen der großen Industriekonzerne in Kattowitz oder Warschau untergebracht werden müßte. Kommt es zu einer Verlegung dieser Institutionen, dann würde Teschen in eine sehr schwere Lage geraten.

Die Bevölkerung selbst wird durch eine Verteuerung der Artikel des ersten Bedarfs betroffen. Die Preise sind beispielsweise wesentlich höher als in Oberschlesien oder sogar in der Hauptstadt Warschau; die Löhne dagegen sind geringer, so daß man sich vorstellen kann, wie sehr sich eine solche Spanne, insbesondere auf die geringer verdienenden Kreise, auswirken muß. Der „Ku-

rier Poznansti“ spricht auch noch von verkehrstechnischen Schwierigkeiten, die sich ungünstig auf die Industrie auswirken.“

Die Anwesenheit der polnischen Staats-  
spitzen während des Unabhängigkeitstages  
im Olsagebiet läßt darauf schließen, daß alle

Anstrengungen gemacht werden, um dieser  
wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die zu den  
vielen anderen Sorgen und Nöten hinzu-  
treten, mit denen die polnische Staats- und  
Wirtschaftsführung belastet ist, Herr zu  
werden.

## „Wir werden sie nie vergessen!“

### Die Volksinseldutschen in der Tschechei - Von den Deutschen in der Slowakei und Karpato - Ukraine

Außer den rund 24 000 Deutschen im West-  
Olsagebiet, deren Schicksal wir an anderer  
Stelle behandeln, sind es 377 800 deutsche  
Volksgenossen (Angabe der „Narodni Poli-  
tika“), die auch nach der Befreiung ihrer  
sudetendeutschen Brüder, mit denen sie im  
gemeinsamen Kampf gegen tschechische Unter-  
drückung gestanden haben, das Los des aus-  
landsdeutschen Volkstums im Osten teilen.  
Diese rund 370 000 Deutschen leben noch  
heute in der Tschechoslowakei. Sie können  
nicht ins Reich heimgeholt werden, weil  
sie entweder in Volksinseln, in der Karpato-  
Ukraine oder verstreut unter den Tschechen  
wohnen. Aber sie gehören mit zur großdeut-  
schen Volksgemeinschaft.

Von diesen Volksgenossen, mit denen der  
Sudetengau bis jetzt eine enge Kampf- und  
Schicksalsgemeinschaft gebildet hatte, sprach  
Konrad Henlein in Reichenberg anläß-  
lich der Eingliederung der sudetendeutschen  
Jugend in die HJ. Er hob damit hervor,  
daß besonders die Jugend als Garant der  
Zukunft immer dieser Brüder jenseits der  
Grenze gedenken müsse. Konrad Henlein  
führte folgendes aus:

„ . . . In dieser Stunde grüßen wir un-  
sere Brüder und Schwestern, die außerhalb  
der schützenden Grenzen des Großdeutschen  
Reiches bleiben mußten. Wir werden sie  
nie vergessen. Wir wollen immer zu  
ihnen stehen, so wie Führer und Reich nie-  
mals hinnehmen werden, daß sie weiterhin  
um ihres Volkstums und ihres nationalsozia-  
listischen Bekenntnisses willen leiden müs-  
sen . . . “

+

Es ist nur zu verständlich, daß sich bei  
diesen deutschen Brüdern ähnlich wie bei

den Deutschen im heute polnischen Ols-  
Gebiet zunächst Enttäuschung und Mutlosigkeit  
breitzumachen drohten, als ihre viel weiter  
gespannten Hoffnungen sich nicht verwirklich-  
ten. Jedoch die Lage der schwersten Ver-  
folgungen sind auch für die in der Tschecho-  
Slowakei verbliebenen Deutschen vorüber.  
Auch außerhalb des unmittelbaren Schutz und  
Einfluß des deutschen Mutterlandes. So  
schrieben die Deutschen der Volksinsel Jglau  
in ihrem Organ, dem „Mährischen  
Volksboten“: „Wir Deutschen Jglaus  
und der Sprachinsel — sind wir ehrlich —  
fühlen uns ausgeschlossen, vergessen, benach-  
teiligt in diesem Sieg. Wir waren am besten  
Wege, Glauben und Vertrauen zu verlieren,  
die wir heute mehr denn je haben müssen . . .  
Trotzdem aber wollen wir Glauben und Ver-  
trauen weiter bewahren. Nur sie können uns  
das Sicherheitsgefühl geben, das sich in der  
großen deutschen Nation eben im felsenfesten  
Glauben und Vertrauen äußert. Und alle  
bisherigen Ereignisse innerhalb des deutschen  
Volkes zeigen deutlich und unwiderlegbar,  
daß der Glaube und das Vertrauen noch  
nie getäuscht wurden.“

Dieser Wille zum Vertrauen ist inzwischen  
in die Tat umgesetzt worden. Das geht aus  
einer Zuschrift hervor, die das Deutsche Aus-  
landsinstitut Stuttgart aus Kreisen der  
Jglauer Deutschen erhalten hat. „Wer die  
seelische Niedergeschlagenheit der Jglauer  
nach dem 10. Oktober beobachten konnte, heißt  
es dort, wer sah, wie es ihnen hart ankam,  
Zaungäste des Glücks zu sein, wer miterlebte,  
wie sie mit aller Blut ihrer Herzen und  
ihrer Seelen nach dem Glück griffen und



glaubten, es schon erreicht zu haben, und enttäuscht wurden — der hat auch verstanden, daß es die seelisch schwersten Tage waren, die Zglau und seine Sprachinsel je erlebten.

In dem tausendjährigen Kampf, den diese Volksinsel kennt, sind schon viele Stürme um das Eiland gebrandet. Die Geschichtsblätter der Volksinsel erzählen davon reichlich. Ob es die Kämpfe mit den Raubrittern waren, ob im Dreißigjährigen Krieg die Schweden Zglau fast vernichtet hätten, ob die Hussitenstürme tobten, ob alle Kriege hier ihre Spuren hinterließen, ob da nach dem Weltkrieg ein zäher Vernichtungszug einsetzte —, stets haben die Zglauer neu ihre Pflugschar in die Erde gestemmt und ihren Boden wieder neu gebrochen und neu den Samen hineingelegt zu verheißenden Frucht. Sie haben den Bergbau verloren und die Tuchmacherei gewonnen, die Tuchmacherei an die Industrie abgegeben und nun allerlei Versuche gemacht, sich zu behaupten.

Nun tritt ein neuer Sturm an die Zglauer Volksinsel heran, und es gilt — so wie es die Altvorderen stets getan haben — ihn nötig ist — sich zu behaupten. Es gilt nicht mehr, den Kopf hängen zu lassen, sich vom Schicksal niederbeugen zu lassen, die Hände feig in den Schoß zu legen. Es gilt, die Arbeit neu zu beginnen, den Arbeitsplatz nicht zu verlassen, den Boden neu zu bebauen und zu halten, was sich halten läßt. Wer Zglau und seine

Sprachinsel heute feige verläßt, wird schon jetzt als Feigling bezeichnet; denn auch hier, wo die Zglauer stehen und schaffen und wirken, wo sie pflügen und säen und bauen, da ist „Deutschland“, da ist die Heimat, der wir dienen bis zum letzten Atemzuge, bis dahin, wo es uns nach menschlicher Voraussicht möglich ist. Die Zglauer haben, nach den Tagen der schweren Prüfung, wieder gelernt, daß sie vertrauen können auf die Zukunft, daß die deutsche Welt und mit ihr alle Berufenen von dieser Volksinsel wissen, und daß auch dieser Insel ihr Recht werden wird.

Wir können wohl warten und haben in all den Jahrhunderten den Kampf als Angebinde mit in die Wiege bekommen. Sind wir doch „nach außen spitz und nach innen zart“, wie es einem echten Zgel geziemt. Und wenn Führer und Volksbeauftragte uns zu warten und zu hoffen auftragen, so wissen wir, daß wir diese Worte nicht als bloßen Schall, sondern als echt und recht erkennen können und sie froh in die Zukunft tragen wie unser Schicksal, das mit der Zglauer Volksinsel auf Gedeih und Leben verbunden ist.“

+

Die Zahl der Volksinseldutschen in der Tschechi stellt sich nach einer Aufstellung des Deutschen Auslandsinstituts Stuttgarts folgendermaßen dar (die eingeklammerten Ziffern geben die Gesamtbevölkerungszahl an):

Volksinseln	1800	1910	1920/21	1938 <small>(Sechshöhere Mindestzahlen ohne Juden)</small>
Brünn, Stadt und Land ....	58 018 (146 183)	96 319 (251 565)	59 266 (274 180)	53 000
Olmütz .....	24 434 (75 310)	30 987 (105 958)	23 334 (110 001)	28 000
Zglau .....	38 122 (94 930)	39 541 (105 958)	26 538 (95 707)	30 000
Wischau und Austerlitz .....	5 456 (63 393)	4 294 (77 149)	3 009 (77 186)	4 000
Konitz .....	5 790 (24 648)	5 329 (23 179)	4 372 (22 532)	5 000
Insgesamt:	132 820	176 470	116 519	120 000

Mit demselben berechtigten Vertrauen, wie es in den oben zitierten Stimmen der Zglauer Deutschen ausgedrückt wird, können auch die Karpatendeutschen in die Zukunft blicken.

In der Slowakei und der Karpaten-Ukraine leben heute 150 000 Deutsche. Seit dem 13. Jahrhundert, da Deutsche aus Bayern und den Alpenländern, aus Schwaben, Franken, Schlessen und den Sudeten-

ländern angingen zur Slowakei auszuwandern, Städte zu gründen, einen blühenden Bergbau ins Leben zu rufen und als Bauer den Boden zu roden, blieb das Deutschtum ein wichtiges Element in diesem Südostland. Durch die Wechselfälle der Jahrhunderte war das Deutschtum bestrebt, sein Volkstum und seine Kultur zu erhalten. Es hielt auch aus, als das „Benesch“-System im Lande wütete und Tschechen gegen Deutsche, Slowaken und Ungarn zum Kampfe angefeuert wurden. Als dann 1933 der Nationalsozialismus seinen Siegeszug durch die deutschen Gaue antrat, da durchpflusste auch dieses Deutschtum diese neue Idee. Endlich wurde eine reinliche Trennung zwischen den Deutschen und den Juden durchgeführt, die bisher noch für Deutsche gehalten worden waren. Die *Karpatendeutsche Partei* mit ihrem Führer Ingenieur *Karmasin* und jetzt die Deutsche Partei führten immer mehr die Einigung der Volksgruppe durch. Den ersten Beweis für die Geschlossenheit gab das Deutschtum bei den Parlamentswahlen im Jahre 1935. Der überwiegende Teil bekannte sich da zur neuen kämpferischen Weltanschauung. Die meisten taten das mit der inneren Erkenntnis, daß ihnen die Rückkehr ins Reich versagt bleiben würde. Damit aber hatte das Deutschtum sein politisches Reifezeugnis abgelegt.

+

Die slowakische Autonomie stellt heute das Deutschtum vor neue Möglichkeiten. Es ist die Möglichkeit gegeben, die Organisation der Volksgruppe durchzuführen, ohne daran gehindert zu werden. Gleichzeitig besteht aber auch die Notwendigkeit, die gesetzliche Verankerung der Volksgruppenrechte durchzuführen. Wohl hängt viel davon ab, ob die slowakische Regierung die Tragweite einer vorbildlichen Minderheitenpolitik erkennt. Aber das Schwergewicht liegt bei der Volksgruppe selbst. Nicht so sehr bei der Volksgruppenführung, sondern bei jedem einzelnen. Von seiner Haltung hängt es ab, ob das Deutschtum Anerkennung findet oder nicht. Die Volksgruppe kann Trägerin des Kulturaustausches zwischen dem deutschen Volk und den anderen Völkern werden. Sie kann beispielhaft einwirken auf die Volksgruppenfragen anderer Staaten. Sie kann wesentlich dazu beitragen, die Umwelt vom Friedenswillen des deutschen Volkes zu über-

zeugen. Damit aber übernimmt sie eine Aufgabe von europäischer Bedeutung.

Es gibt heute nur einen Willensträger der deutschen Volksgruppe. Das ist die Deutsche Partei. Auch für die sozialen Belange der Volksgruppe wird von seiten der Partei gesorgt werden, bzw. durch dessen Sozialamt, das vier große Sachgebiete zu bearbeiten hat: Die Volkswohlfahrt, die Deutsche Arbeitsfront einschließlich „Kraft durch Freude“, Abteilung für Volksgesundheit und die Abteilung für Rasse- und Sozialpolitik. Im Rahmen der Volkswohlfahrt wird das Winterhilfswerk durchgeführt werden. Auch auf dem Gebiete des Gewerkschaftswesens wird in Zukunft etwas Grundlegendes geschaffen werden. Es wird nur noch eine slowakische und eine deutsche Gewerkschaft mit dem Namen „Deutsche Arbeitsfront“ geben. Zur Zeit wird die Not der deutschen Volksgenossen dadurch gelindert, daß vielen von ihnen ein Arbeitsplatz im Reich verschafft wird. Ebenso wird die gesamte kulturelle Arbeit von der Deutschen Partei organisiert werden.

+

Der Sonderberichterstatter des „Hamburger Tageblattes“, *Heinz Hedel*, hatte in *Chust*, der Hauptstadt der autonomen *Karpato-Ukraine*, eine Unterredung mit dem ukrainischen Ministerpräsidenten *Woloschn* über den Aufbau dieses jungen Staatswesens. Im Laufe des mehr als halbstündigen Gesprächs wurde auch die Frage der deutschen Volksgruppe, der deutsch-ukrainische kulturelle Austausch, die Industrialisierung, die Frage der Wahlen zum Landtag und anderes mehr berührt. Ministerpräsident *Woloschn* sprach mit großer Offenheit über diese Fragen und verweilte länger bei den Ausichten über die kulturelle Zusammenarbeit. „Mit der deutschen Minderheit, so sagte *Erzellenz Woloschn*, hat unser ukrainisches Volk stets im besten Einvernehmen gelebt und es gab und gibt da keinerlei Reibungsflächen. Es war daher nur selbstverständlich, daß wir bei der Bildung unserer Regierung für den Staatssekretär *Karmasin*, der die Deutschen in der slowakischen und karpaten-ukrainischen Regierung vertritt, einen Vertreter, den Ingenieur *Oldoserd*, als Unterstaatssekretär einsetzten, der die etwa 15 000 Seelen zählenden Deutschen betreut. Es bestehen zwanzig deutsche Schulen in unserem Gebiet, deren Beaufsichtigung einem deutschen Schulinspektor über-



tragen wurde. Die Deutschen besitzen volle kulturelle Autonomie, und unser Zusammenleben wird vom freundschaftlichsten Geiste getragen.“

„Um in der späteren Zukunft die kulturellen und auch wirtschaftlichen Beziehungen zwischen unserem Volk und Deutschland zu erleichtern“, sagte der Ministerpräsident weiter, „wird an allen unseren höheren Schulen Deutsch als Unterrichtsfach eingeführt. Wir hoffen, daß diese Beziehungen, die schon in nächster Zeit ausgenommen werden dürften, sich sehr rege gestalten und für beide Seiten in befriedigender Weise entwickeln werden.“

+

An der Berechtigung des Vertrauens, mit dem die Deutschen in der heutigen Tschecho-

Slowakei sich anshicken, ihr Schicksal zu meistern, ist kein Zweifel mehr möglich. Die Befreiung des Sudetendeutschtums hat die Anteilnahme des gesamten Volkes für das Schicksal aller Deutschen im Osten geweckt. Am 30. Oktober d. J. schrieb hoch im Nordosten die Königsberger „Preussische Zeitung“:

„Über der Freude der Heimgekehrten sollten wir nicht ganz die vergessen, die draußen geblieben sind und die auch dann draußen bleiben werden, wenn mit der Rest-Tschechei ein Austausch und eine Umsiedlung der beiderseitigen Optanten zustandekommen sollte.“

In diesen Worten liegt die Gewähr, daß es zwischen Ostsee und Karpaten eine deutsche Solidarität gibt, mit der die Welt rechnen muß.

## 20 Jahre „Deutsche“ Wolgarepublik Ein Gedenktag des Deutschtums in Sowjetrußland

Am 7. November hat die Sowjetunion den 21. Jahrestag der Oktoberrevolution in schon üblicher Weise begangen. Einer Festsetzung des Moskauer Sowjets am 6. mit einer langen Rede Molotows über die innere und äußere Lage folgte am 7. eine Parade auf dem Roten Platz, bei der Woroschilow die hergebrachten kriegerischen Töne erschallen ließ. Auch Dimitrow kam mit bombastischen Kriegserklärungen an die „verfaulten bürgerlichen Staaten“ zu Wort. Die deutschsprachigen Zeitungen der Sowjetunion unterschieden sich bei der Begehung dieses Festes in keiner Weise von den russischen Blättern.

Größere Aufmerksamkeit verdient das 20-jährige Jubiläum der Deutschen Wolgarepublik, das am 19. Oktober, als dem Jahrestage der Unterzeichnung des Dekrets über die Bildung „des autonomen Gebiets der Wolgadeutschen“ durch Lenin, gefeiert wurde. Wenn auch hierbei die Phrase vorherrscht, so bringt die Moskauer „Deutsche Zeitung“ (Nr. 46 vom 18. Oktober), die „diesem Fest“ mehrere Artikel widmet, doch

einiges Interessante. Die Beiträge „hervorragender Persönlichkeiten“ der Wolgadeutschen Republik werden von der Redaktion des Blattes folgendermaßen angekündigt:

„Genosse Alexander Heckmann, Kind einer Arbeiterfamilie, selbst Textilarbeiter, nach längerem Studium Elektrotechnik, ist heute als Dreißigjähriger Regierungschef. R. Hoffmann, ehemaliger Hirte, später einer der besten Krivonoß-Eisenbahner, — heute Präsident der Republik, Katharina Funk, Tochter eines Armbauern, früher Hausmagd, die die Qualen der Erniedrigung und Ausbeutung kennt, wird nach beharrlichem Studium Lehrerin und steht heute als gleichberechtigte Frau an der Spitze des gesamten Bildungswesens der UGBR.“

R. Hoffmann gestattet sich einen historischen Überblick und tischt dabei seinen Lesern in „vereinfachtem Verfahren“ folgende Siedlungsgeschichte auf:

„Die Kolonisten wurden zwangsweise an bestimmten Plätzen angesiedelt, und bald herrschte die Reitpeitsche der Polizisten in den Dörfern vor.

Über vielleicht am schlimmsten wurden die Kolonisten von ihren eigenen „Landsleuten“ unterdrückt: von den deutschen Kulaken und Gutsherren, die dreiviertel des den Kolonisten angewiesenen Landes an sich gebracht haben.

Hunger, Kulturlosigkeit und Ausbeutung herrschten in der deutschen Kolonie. Die Kolonisten hatten ein zweifaches Joch zu tragen: das Joch der russischen und das der deutschen Bourgeoisie.“

Dieses Joch wurde dann durch die Bolschewisten „abgeschüttelt“. Wie aus den Leitartikeln zu ersehen, geschah das in „rücksichtslosem Kampf gegen die abgeheimten Volksfeinde, insbesondere die konterrevolutionären bürgerlichen Nationalisten“. Während des Bürgerkrieges 1918 schrieb der damalige Parteisekretär Stalin, er freue sich über das Erwachen der werktätigen Massen an der Wolga, die sich endlich entschlossen hätten, die Verwaltung in ihre Hand zu nehmen.

Auch Herr Heckmann erwähnt in seinem Festartikel die blutigen Kämpfe gegen die Wolgadeutschen, indem er schreibt:

„Nach der Revolution versuchten die deutsche nationalistische Bourgeoisie und die Kulakenschaft die Macht in den deutschen Kolonien an der Wolga an sich zu reißen. Dies ist ihr nicht gelungen. Die Arbeiter und armen Bauern der wolgadeutschen Kolonien brachen unter der Führung der Partei der Bolschewiki und mit Hilfe des großen russischen Volkes den Widerstand der nationalen Bourgeoisie und richteten in den deutschen Kolonien die Sowjetmacht auf.“

Von der gewaltsamen Enteignung der Ernten in den deutschen Kolonien, von den Hungersnöten und Seuchen, die das Land unter der Bolschewistenherrschaft verwüsteten, wird natürlich kein Wörtlein gesagt und der augenblickliche Zustand der am 19. Dezember 1923 gegründeten „Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen“ als Gipfel einer glücklichen Entwicklung dargestellt. Dabei wird die Vernichtung des kraft-

vollen Bauernstandes als „Entkulatisierung“ und „Kollektivierung der Landwirtschaft“ als der Grund dieser fabelhaften Blüte hingestellt.

Heckmann leitet nun sein ganzes unkontrollierbares statistisches Material über die landwirtschaftliche und industrielle Entwicklung des Wolgalandes: über Schulen, Zeitungen, Theater und dergl. mit folgenden Angaben über Land und Bevölkerung ein:

„Auf dem Territorium der Republik, das 30 000 Quadratkilometer umfaßt, leben mehr als 500 000 Personen: 66 Prozent Deutsche, 20,7 Prozent Russen, 12 Prozent Ukrainer und 1,3 Prozent Angehörige anderer Nationalitäten.“

Nun steht es fest und wird durch alle Historiker des Wolgalandes bestätigt, daß das Deutschtum hier vor dem Kriege mindestens 600 000 Köpfe zählte. Durch die Verwüstungen des Bürgerkrieges und besonders durch die Hungersnot von 1921/22, die etwa 166 000 Deutschen das Leben kostete, war es im Jahr 1922 auf rund 300 000 Seelen zusammengeschrumpft. Es folgte die Erholung der Jahre der Neuen Wirtschaftspolitik und eine Rückwanderung von Hungerflüchtlingen. Die staatliche Sowjetvolkszählung von 1926 bezifferte das Deutschtum der Wolgarepublik mit 379 630. Diese Zahl ist nicht etwa von Wolgaemigranten in Deutschland erfunden, sondern das Ergebnis der letzten Sowjetvolkszählung.

Wenn Heckmann jetzt die Zahl der Deutschen mit 66 v. H. der 500 000 Einwohner angibt, so gesteht er damit, daß die Wolgadeutschen im Laufe der letzten zwölf Jahre, die doch den mächtigen Aufschwung dieses „einzigen freien“ deutschen Landes gebracht haben sollen, keine Zunahme der einst so geburtenfreudigen Bevölkerung, sondern einen Rückgang von rund 380 000 auf 330 000 gebracht haben. Es ist nicht anzunehmen, daß Heckmann die Zahl seiner „Untertanen“ zu gering eingeschätzt hat, sondern im Gegenteil. Wie will er es nun erklären, daß die einst unter dem Joch der russischen Polizisten und der deutschen Bourgeoisie ächzenden Wolgadeutschen sich allein in den Jahren 1861—1909 von rund 218 000 auf rund 584 000 vermehrt haben und nun in ihrem angeblich gesicherten „Kolkhoj“-dasein in zwölf Jahren um 50 000 Seelen zusammengeschrumpft sind? Das ge-



schiebt, während ihre nach Nord- und Südamerika ausgewanderten Brüder sich weiter schnell vermehren, und — um einen Vergleich heranzuziehen — auch die 83 000 Deutschen Bessarabiens unter wahrlich nicht leichten Verhältnissen im Jahr 1937 um 1000 Kinder mehr geboren als Volksgenossen beerdigt haben.

Unter diesen Umständen ist es wenig tröstlich, wenn Herr Hedmann behauptet, die Wolgarepublik verfüge jetzt über 432 Schulen, während sie in zarischer Zeit, alles in allem, nur 9 (?) besessen habe. Denn erstens wissen wir genau, daß jede noch so kleine rußlanddeutsche Kolonie, wo sie auch gegründet wurde, sogleich eine — wenn auch noch so primitive — Schule erhielt. Das geschieht auch heute bei den Siedlern in der Neuen Welt. Zweitens muß Hedmann zugeben, daß nur 257 Schulen deutsch sind, die übrigen wohl, wie man annehmen muß, hauptsächlich russisch. Ist es doch der entnationalisierenden Siedlungspolitik der Sowjets nach Hedmanns Angaben gelungen, 34 Prozent Nicht-Deutsche in die Deutsche Wolgarepublik einzuschleiben. Auch von den angeblich 34 Zeitungen der Wolgarepublik sind nach Hedmann nur 20 in deutscher und 14 in russischer Sprache.

Der durch die Hedmannschen Angaben wohl noch lange nicht vollständig gekennzeichnete Rückgang der deutschen Bevölkerung setzt den Kenner der Sowjetverhältnisse fei-

neswegs in Erstaunen. Wird doch die Zahl der 1933/34 verhungerten Rußlanddeutschen auf 150 000 und die der in den Zwangsarbeitslagern schmachtenden ebenso hoch eingeschätzt. Ja, es hat sich das Wolgadeutschtum mit 330 000 Seelen noch verhältnismäßig gut im Vergleich zu den anderen Gruppen in seinen alten Wohnsitzen gehalten. Das vor dem Kriege mindestens ebenso starke Schwarzmeerdeutschtum ist unendlich viel schwerer getroffen worden. Auch abgesehen von dem völlig verwüsteten und von allen Einwohnern entblößten Grenzstreifen sind ganze Dörfer, ja, ganze deutsche Bezirke entvölkert resp. unter Verdrängung der Deutschen von Russen, Juden oder auch Ukrainern besetzt worden. Die „Deutsche Post aus dem Osten“ (Nr. 8 1938) brachte folgende genaue Angaben zur Veranschaulichung dieser Verbannungspolitik: In der Kolonie Freudental sind von 1720 deutschen Einwohnern im Jahr 1914 heute einige wenige Familien, in Rosenfeld von 105 Deutschen heute zwei Familien, in Groß-Liebtal von 3150 heute zwei Familien, im Heimtal von 1500 heute sechs deutsche Familien übrig usw.

Die Bedrückung der Rußlanddeutschen hält immer weiter an angesichts der außenpolitischen Erfolge des Deutschen Reiches und Italiens und der schweren Niederlage der Sowjetpolitik in Europa und Asien.

Carlo von Rügelen.

## Das Deutschtum unter dem autoritären Regime Rumäniens

Wandlung in der Minderheitenpolitik? — Die Befugnisse des „General-kommissariats für Minderheiten“ — Gegenseitiges Verständnis notwendig

Das heutige Regime in Rumänien hat seit seinem Bestehen stets seine Bereitschaft betont, die Minderheitenfrage in gütlicher Weise lösen zu wollen, um dadurch die bestehenden Spannungen mit den Nachbarstaaten, besonders mit Ungarn und Bulgarien, beseitigen zu können. Ein erster Schritt auf dem Wege zur Vereinigung der Minder-

heitenfrage war die Errichtung eines Generalkommissariates für Minderheiten im Mai d. Js. Auch dieser erste Schritt aber brachte zunächst keine wirkliche Besserung der Lage der Volksgruppen. Die vom autoritären Regime eingesetzten Militärpräfekten schalteten und walteten weiter nach eigenem Gutdünken, so

daß sich von Kreis zu Kreis eine außerordentlich große Verschiedenheit in der Behandlung der Volkstumsfrage ergab.

Nun ist kürzlich die unter Mitwirkung des neuernannten Generalkommissars für Minderheiten, Silviu Dragomir, ausgearbeitete Dienstvorschrift des Generalkommissariates für Minderheiten im Amtsblatt veröffentlicht und damit eine Wendung in der Minderheitenpolitik Rumäniens herbeigeführt worden. Wie weit diese Wendung eine tatsächliche Befriedigung der Minderheiten herbeizuführen imstande ist, wird allein davon abhängen, ob die an und für sich restlos anzuerkennenden Vorschriften für das Generalkommissariat auch tatsächlich eingehalten werden. Man wird sich jedenfalls vorläufig solange positiv zur neuen rumänischen Minderheitenpolitik stellen müssen, als nicht durch die Praxis bewiesen ist, daß die Vorschriften eine Auslegung zum Nachteil der Volksgruppen erfahren.

Von außerordentlicher Bedeutung ist die Tatsache, daß der Generalkommissar für Minderheiten unmittelbar dem Ministerpräsidenten untersteht und damit eine gewisse Unabhängigkeit von den Leitern der einzelnen Ressorts erhält. Allerdings ist diese Unabhängigkeit eine unabweißbare Notwendigkeit für das Generalkommissariat, da seine Tätigkeit gerade darin bestehen soll, die Anordnungen der einzelnen Ministerien in allen mit den Minderheiten zusammenhängenden Fragen zu überwachen. Stellt das Generalkommissariat bei irgendeiner Behörde einen Übergriff gegenüber den Volksgruppen fest, so kann es sofort einschreiten und beim Ministerpräsidium die Ausföhrung der beanstandeten Maßnahmen verlangen. Eine besondere Aufgabe des Generalkommissariates ist das Studium aller im Zusammenhang mit den Minderheiten stehenden Fragen. Werden irgendwo Unzulänglichkeiten festgestellt, kann das Generalkommissariat bei dem Ministerpräsidium geeignete Lösungen vorschlagen.

Die Dienstvorschrift des Generalkommissariates bringt auch einige grundsätzliche Feststellungen über die Rechte und Pflichten der Minderheitenangehörigen. Erfreulicherweise schließen sich diese Feststellungen eng an die Beschlüsse der im Dezember 1918 in Karlsburg abgehaltenen rumänischen Nationalversammlung an, von der den Minderheiten

des neuen rumänischen Staates dieselben Rechte und Pflichten eingeräumt und auferlegt wurden, wie dem Staatsvolk. Es steht den Angehörigen der Minderheiten frei, im öffentlichen Leben, im Privatleben und bei der Ausübung ihres Berufes, sowie im Rahmen der staatlich genehmigten Vereine, wie auch vor Gericht ihre Muttersprache zu gebrauchen. Die Minderheitenangehörigen haben das Recht, Schulen mit ihrer Muttersprache als Unterrichtssprachen zu errichten, und der Staat ist verpflichtet, wenn die Minderheitenbevölkerung einen bestimmten Prozentsatz erreicht, einen Beitrag zu den Kosten des Unterrichtes zu leisten. Die Regierung ist weiterhin verpflichtet, in Orten, wo größere Minderheitengruppen leben, den Unterricht in der Muttersprache der betreffenden Minderheiten im Rahmen des Unterrichtsplanes der staatlichen Schulen zu sichern.

Wie schon oben betont, bedeutet die Genehmigung der Dienstvorschrift des Generalkommissariates für Minderheiten durch die Veröffentlichung im Amtsblatt einen erfreulichen Schritt nach vorwärts. Die nächste Zeit wird dafür entscheidend sein, wie weit Rumänien durch diesen Schritt dem Ziel einer restlos befriedigenden Minderheitenpolitik nähergekommen ist.

+

Diese erfreulichen Aussichten finden eine gewisse Betätigung durch folgende Vorgänge, die ebenso wie die obigen Angaben vom Pressedienst „Dstrum“ mitgeteilt werden. Im Gebiet Mieresch, das den Kern des ehemaligen Siebenbürgen und damit auch den größten Teil des siebenbürgischen Deutschtum umfaßt, fand vor kurzem die Einsetzung des königlichen Residenten statt. Im Namen der neun zum Gebiet Mieresch gehörenden und von Deutschen bewohnten Komitate Mühlbach, Hermannstadt, Mediasch, Langenthal, Schäßburg, Reps, Agnetsheln, Sächsisch-Regen und Groß-Schenk, sprach im September eine Abordnung der deutschen Organisation dieser Komitate beim königlichen Residenten vor, um ihn in seiner neuen Stellung zu begrüßen und die staats-treue Gesinnung des siebenbürgischen Deutschtums zu betonen.

In seiner Ansprache, die zunächst rumänisch, dann deutsch gehalten wurde, betonte der Sprecher der Abordnung die Verbunden-



heit des siebenbürgischen Deutschtums, das sich den Boden Siebenbürgens durch jahrhundertelange Arbeit, durch Blut und Schweiß erworben habe, mit diesem Boden, der ihm unverlierbare Heimat und unverlierbares Vaterland geworden sei. Das Deutschtum Siebenbürgens schöpfe, ähnlich wie das rumänische Volk, seine Kräfte aus den im deutschen Volke wirksamen Kräften von Blut und Boden und habe daher volles Verständnis für das rumänische Volk, das sich in jahrhundertelanger zäher Arbeit sein heutiges Anrecht auf die Herrschaft im gesamten Gebiete Rumäniens erworben habe. Andererseits müsse aber auch das rumänische Volk Verständnis für das Deutschtum aufbringen. Es sei die Aufgabe der Abordnung, den Königlichen Residenten zu bitten, sich für die Förderung dieses Verständnisses einzusetzen. Das Deutschtum wolle vor allem nicht als eine Summe von Einzelmenschen angesehen werden, sondern als ein organisches Volksganzes, als eine Volkspersönlichkeit. Die Abordnung stünde nicht als die Vertretung einer Partei vor dem Königlichen Residenten, sondern als die Vertretung eines Volkes, und die Volksgenerationen des Deutschtums seien nie Parteiorganisationen gewesen. Er bitte den Residenten, diesen Standpunkt zur Kenntnis zu

nehmen und ihn sich für die weitere Einstellung gegenüber den völkischen Organisationen zu eigen zu machen.

Der Königliche Resident, General Papp, dankte zunächst in rumänischer, dann in deutscher Sprache herzlich für die Glückwünsche der Abordnungen und betonte, daß sich das Deutschtum an höchster Stelle des größten Wohlwollens erfreue, ein Umstand, der es ihm leicht mache, dem Deutschtum im Rahmen der Befehle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Durchführung des neuen rumänischen Verwaltungsgesetzes, deren erster, wichtigster Akt die Einsetzung der Königlichen Residenten war, kann nach dieser Äußerung von General Papp als für das Deutschtum weit weniger gefährlich gelten, als man bisher annahm. Es wurde schon öfter betont, daß die Zentralbehörden in Bukarest dem Deutschtum nicht ungünstig gegenüber stünden und nur die untergeordneten Behörden schuld an den zahlreichen Übergriffen gegenüber dem Deutschtum seien. Der durch die Äußerung des Königlichen Residenten Papp bestätigte gute Wille an oberster Stelle, hat nunmehr durch die mit dem neuen Verwaltungsgesetz verbundene Dezentralisierung die Möglichkeit, sich ungehindert auszuwirken.

P. D. D.

## Das Neutralitätsproblem der nordeuropäischen Länder

### Die Ålandsfrage - Gemeinsame Maßnahmen zur Sicherung im Kriegsfall

Die politische Entwicklung der letzten Monate hat im Norden, verhältnismäßig unbeachtet vom übrigen Europa, aber für den Ostseeraum von nicht zu unterschätzender Bedeutung, eine Frage zur Entscheidung reif gemacht, die seit langem in den skandinavischen Ländern zum beliebtesten Diskussionssthema geworden war: die Wiederbefestigung der Ålandsinseln. Immer wieder wurden im Zusammenhang mit den Möglichkeiten einer militärischen Zusammenarbeit des Nordens die Ålandsinseln erwähnt, und wenigstens darin war man sich einig, daß sie den schwäch-

sten Punkt im Wunschbild des gemeinsamen Verteidigungssystems darstellten, wenn man in diesem Zusammenhang von Dänemark absieht.

Die zwischen Schweden und Finnland am Eingang des Bottnischen Meerbusens gelegene Inselgruppe hat in der Vergangenheit immer eine besondere Stellung eingenommen. Die Bevölkerung ist bis auf einen geringen Prozentsatz schwedisch, Jahrhunderte lang gehörten die Inseln zu Schweden, waren aber verwaltungsmäßig an das damals schwedische Finnland angegliedert. Als die schwedischen

Provinzen jenseits der Ostsee im Anfang des vorigen Jahrhunderts an Rußland abgetreten wurden, war Schweden gezwungen, auch auf Åland zu verzichten. Nach dem Weltkrieg machte Schweden den Versuch, die Inselgruppe, deren Bevölkerung ebenfalls den Anschluß an das Mutterland verlangte, zurückzuerwerben. Dazu kam es indessen nicht. Die Angelegenheit wurde nach Genf getragen, und hier wurde Åland endgültig Finnland zugesprochen. Allerdings wurde gleichzeitig bestimmt, daß die Inseln entmilitarisiert werden sollten. Die im Weltkrieg von den Russen angelegten Befestigungen wurden geschleift, wobei eine internationale Kommission die Aufsicht führte, die unter der Leitung des schwedischen Generals Jungstedt stand. Im Jahre 1921 unterzeichneten eine Reihe von Staaten, jedoch nicht Rußland, die Ålandskonvention, in der Finnland sich verpflichten mußte, im Falle eines Krieges die eventuelle Besetzung der Inselgruppe durch einen kriegsführenden Staat bis zum Eingreifen der Signatarmächte zu verhindern.

Mit dem Zusammenbruch des Systems der kollektiven Sicherheit machten sich in Finnland und in Schweden bereits vor einigen Jahren Bestrebungen bemerkbar, selbst den Schutz der Ålandsinseln zu übernehmen. Zu eigentlichen Verhandlungen zwischen den Regierungen der beiden Länder kam es indessen erst im Sommer dieses Jahres. Die Pläne, die erörtert wurden, gingen darauf hinaus, die Grenze der entmilitarisierten Zone nach Norden hin zu verschieben, so daß die südlichsten Inseln besetzt werden konnten, während im übrigen das Verbot der Errichtung militärischer Anlagen aufrecht erhalten bleiben sollte. Dadurch sollte die Zustimmung der Signatarmächte zu diesen Plänen gesichert werden. Fernerhin sollte Finnland das Recht erhalten, auf Åland eine Bereitschaftstruppe zur Besetzung der militärischen Anlagen zu unterhalten. Diese Truppe sollte sich aus Åländern rekrutieren und durch schwedischsprachige Soldaten vom finnischen Festland verstärkt werden.

Die beiden Regierungen scheinen sich in diesen Punkten bereits im September d. J. einig gewesen zu sein. Sowohl der schwedische Außenminister Sandler wie auch der finnische Staatsminister Cajander gaben Erklärungen über die Notwendigkeit ab, dieses Projekt in Angriff zu nehmen, ohne jedoch nähere Pläne bekannt zu geben.

Schwierigkeiten erhoben sich indessen bei der Åländischen Bevölkerung selbst. Man war hier nicht sonderlich geneigt, an einer aktiven Verteidigung der Inseln teilzunehmen, die bei der verhältnismäßig geringen Einwohnerzahl die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit sich bringen mußte. Aber auch einer Verlegung von finnischen Truppen nach Åland wollte man nicht zustimmen, weil man hierin die Gefahr einer Übersinnung der Inselgruppe sah.

So lagen die Verhältnisse bis in die letzte Zeit hinein. Mit der Geschmeidigkeit, die den nordischen Ländern in der Behandlung ihrer gemeinsamen Fragen eigen ist, hat man indessen in beiden Ländern versucht, die Åländische Bevölkerung von ihrer Haltung abzubringen. So ist es außerordentlich bezeichnend, wenn die schwedische Zeitung „Svenska Dagbladet“ in einem Leitartikel schreibt: „In Schweden kann man wohl die Beklemmung und Ratlosigkeit verstehen, die die Åländische Bevölkerung ergriff, als es plötzlich auch für die klar wurde, die es nicht glauben wollten, daß der Wunsch nach einer åländischen Neutralitätsverteidigung keineswegs eine einseitige Agitation „extremistischer“ Kreise war, sondern daß die Frage den Gegenstand gründlicher Verhandlungen zwischen den verantwortlichen Staatsführungen von Schweden und Finnland bildete. Von ihren inneren Fragen und einer großartigen wirtschaftlichen Wirksamkeit in Anspruch genommen, die sich weit über die Grenzen der Inselgruppe erstreckt, haben die Åländer aus verständlichen Gründen nicht mit den tiefgreifenden Veränderungen mitgehen können, die in den letzten Jahren vor sich gegangen sind, und noch weniger konnten sie ihre Folgen für die Ålands-Konvention übersehen. Es war keine bewusste Flucht aus der Wirklichkeit, wenn man auf Åland das Vertrauen dazu besaß, daß die Signatarmächte und Genf es bei der alten privilegierten Stellung belassen würden. Was jedoch in diesem Jahr in Europa geschehen ist, dürfte es unmöglich machen, die Augen noch länger vor der Wirklichkeit zu verschließen. Es verhält sich nunmehr so, daß die Ålands-Konvention in ihrer gegenwärtigen Regelung keine „waffenlose Sicherheit“ garantiert, sondern im Gegenteil eine Gefahr für Åland und für die Länder diesseits und jenseits des Bottnischen Meerbusens werden kann.“



Von Seiten der Äländer hat man sich klar zu machen versucht, welche Folgen die Entscheidung in der Verteidigungsfrage haben kann. Entweder der Landsting, die parlamentarische Vertretung der Bevölkerung, hält an der Verweigerung der Wehrpflicht fest und so wird statt dessen die Lotsendienstpflicht, die in der Älands-Konvention vorgesehen ist, aber niemals zur Durchführung gelangte, eingeführt und eine schwedischsprachige finnische Truppe nach Äland verlegt. In diesem Falle dürfte kaum daran zu zweifeln sein, daß die männliche Jugend auf Äland es vorziehen würde, freiwillig — und zwar in Übereinstimmung mit einem in der Konvention vorgesehenen Recht — in der Heimat Waffendienst zu leisten, anstatt auf Grund der Lotsendienstpflicht, nach Finnland verschickt zu werden. Oder auch die Bevölkerung läßt sich doch auf Verhandlungen ein und die Folge davon wird die Einführung einer besonderen äländischen Wehrpflicht mit schwedischer Kommandosprache sein.

Anfang November traf in Helsingfors die schwedische Kommission unter der Führung des schwedischen Außenministers Sandler ein, um mit der finnischen Regierung und mit einer Abordnung der äländischen Bevölkerung die Frage zu einem Abschluß zu bringen. Bevor der schwedische Außenminister nach Finnland reiste, hielt er in Stockholm eine Rede, die ohne Zweifel geeignet war, auf die verteidigungsumwillige Bevölkerung Älands einen erneuten Druck auszuüben, indem er auf die Maßnahmen hinwies, die zwischen der schwedischen und der finnischen Regierung in den kritischen Tagen Ende September beschlossen wurden. Wie der Minister erklärte, war in der letzten Septemberwoche festgestellt worden, daß sich ein starkes russisches Kriegsschiffgeschwader von Kronstadt aus nach Westen begab, und die finnischen Signalstationen im Fahrwasser zwischen Hogland und Hangö wurden verständigt. Die Regierung in Helsingfors zog etwa 4000 Mann, zumeist einberufene Reservisten, aus der schwedischsprachigen Provinz Österbotten, im südwestlichen Finnland zusammen. Es wurden alle Vorbereitungen getroffen, diese Truppe nach Äland überzusetzen. In seiner Rede hob der schwedische Außenminister hervor, daß bei einem Kriege im Ostseegebiet, im Falle daß „Finnland in Schweden Vor-

stellungen zum Schutze des neutralisierten Gebietes unternommen hätte, die Regierung im Hinblick auf die schwedischen Interessen eine bejahende Antwort und — so schnell es die verfassungsmäßigen und technischen Umstände möglich gemacht hätten — auch die erforderlichen Maßnahmen getroffen haben würde.“

+

Auch von anderen Maßnahmen, die in diesen Tagen von allen nordischen Ländern ergriffen wurden, und die insofern von Interesse sind, als damit der erste Schritt zur Verwirklichung einer gemeinsamen Verteidigung der Länder des Nordens getan worden ist, machte der schwedische Außenminister Mitteilung. Am 29. September wurde beschlossen, eine Reihe von Gesetzesvorschlägen und Verordnungen, die im Falle eines Kriegsausbruchs in Europa notwendig würden, dem zu einer außerordentlichen Sitzung einzuberufenden Reichstag vorzulegen. Die gemeinsam von allen nordischen Ländern zu treffenden Maßnahmen auf dem Gebiete der Luftbewachung waren bereits eingeleitet. Auf dem Gebiete der Warenversorgung waren Vorbereitungen getroffen, die entsprechenden Organisationen der einzelnen Länder so schnell wie möglich zusammenzuschließen und auch die Richtlinien zu den ausgesprochenen Exportverboten und anderen handelspolitischen Maßnahmen waren kurz vorher von den Außenministern der skandinavischen Länder in Genf besprochen worden.

Es besteht nach Lage der Dinge kaum ein Zweifel daran, daß in der nächsten Zeit die Älandinseln in der einen oder der anderen Form militärisch gesichert werden, wenn auch die Konferenz in Helsingfors noch kein Resultat brachte. Auf die Dauer wird die äländische Bevölkerung gegenüber dem Druck von schwedischer und finnischer Seite schwerlich Widerstand leisten können. Welche Bedeutung kommt nun dieser Sicherung der Inselgruppe in Hinblick auf die Neutralität der nordischen Länder zu? Auf jeden Fall bedeutet eine Befestigung der strategisch außerordentlich wichtigen Inseln sowohl für Finnland als auch für Schweden einen erhöhten Schutz weiter Landesteile. Ein Durchbruch beispielsweise der russischen Flotte nach dem Bottenischen Meer, ja schon ihr Auslaufen aus dem Finnischen Meerbusen wäre weitgehend erschwert. Aber die militärische Sicherung braucht nicht notwendigerweise auch eine

Sicherung der Neutralität zu bedeuten. Kanonen dienen dem Kriege, wenn das Volk, denen sie gehören, den Krieg will. Sie dienen dem Frieden, wenn das Land, in dem sie stehen, den Frieden erstrebt. Und sie dienen dort der Neutralität, wo der Wille zur Neutralität vorhanden ist. Es besteht kein Grund, den Neutralitätswillen der verantwortlichen Staatsmänner des Nordens anzuzweifeln. Aber andererseits darf nicht außer Acht gelassen werden, daß in allen nordischen Ländern — mit Ausnahme von Finnland — Einrichtungen bestehen dürfen, die auf Grund

ihrer internationalen Bindungen alles andere als Garanten der Neutralität sind. Der Begriff der Neutralität hat seit dem Kriege eine erhebliche Erweiterung erfahren. Es wäre eine Aufgabe für die Länder des Nordens, ihn eindeutig herauszuarbeiten, und zwar allein aus dem Gefühl der nationalen Verantwortung heraus. Erst dann können die Maßnahmen zur Sicherung der wichtigen Inselgruppe zwischen Schweden und Finnland gleichbedeutend mit einer wirklichen Sicherung der Neutralität des Nordens sein.

I.

## Deutscher Volksbund in Ungarn

### Wandlung in der ungarischen Minderheitenpolitik? — Besserung im Schulwesen — Das Kulturprogramm des geeinten Deutschtums

Fast auf den Tag genau fünf Jahre nach dem Tode Jakob Blepers hat das völkisch bewußte Deutschtum in Ungarn durch die Gründung des Volksbundes der Deutschen in Ungarn auch organisatorisch die Grundlage wiedergefunden, die für den Aufbau der Volksgemeinschaft notwendig ist. Es besteht kein Zweifel, daß die ungarische Regierung die berechtigten organisatorischen und schulmäßigen Wünsche der deutschen Volksgruppe anerkennt und damit auch das Verhältnis zwischen Staat und Volksgruppe in Ungarn eine entscheidende Wendung erfährt.

Trotz mehrfacher Versprechungen der ungarischen Schulbehörden befand sich bisher das deutsche Schulwesen in manchen Provinzen Ungarns in einem äußerst beklagenswerten Zustande. Um so mehr hat es die deutsche Volksgruppe begrüßt, als z. B. im Amtsblatt der Provinz Marosch eine Zirkularverordnung des Generalinspektors für Unterrichtswesen erschien, nach der an allen staatlichen Elementarschulen mit mindestens 30 deutschen Schülern auch deutsche Lehrer ernannt werden müßten. In der Verordnung heißt es weiter, daß in den Schulen mit Schülern verschiedener Muttersprache die deutschen Schüler besonders zu behandeln sind. Die Verordnung steht im Einklang zu der Minderheitenverordnung vom 4. August, in der die Achtung fremden Volkstums und ihrer völkischen Belange der Erfassung der deutschen Jugend im Schulwesen Ungarns zugrunde gelegt wird.

Die deutsche Volksgruppe hat diese Neuregelung des Schulwesens freudig begrüßt und erblickt in ihr den Beweis dafür, daß die Behörden ernstlich gewillt sind, auf das Zustandekommen eines Minderheitenschlusses hinzuarbeiten, das den deutschen Wünschen entgegenkommt und gleichzeitig auch die Ungarn befriedigt. Ein noch vor seiner Lösung stehendes Problem ist hierbei die geringe Zahl von Lehrern, die sowohl ihrer Qualifizierung als auch der Gesinnung und Abstammung noch als wirklich deutsch betrachtet werden können. Die deutsche Volksgruppe ist jedoch überzeugt, daß mit gutem Willen auch hier eine Lösung gefunden werden kann. Nach der grundsätzlichen Anerkennung des völkischen Prinzips durch die Verhandlungen von München und Wien ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die ungarische Regierung das gleiche Prinzip auch im eigenen Lande anerkennt.

+

Die deutsche Volksgruppe in Ungarn ist seit Jahrhunderten Kulturträgerin in Ungarn gewesen. Die blühenden deutschen Gemeinwesen in Südungarn, in Mittelungarn und in den Dörfern nahe bei Budapest sind Gründungen deutscher Bauern, namentlich aus den Jahren nach den Türkenkriegen. Als deutsche Bauern haben sie sich auch ihr Volkstum erhalten können, bis sie gegen Ende des letzten Jahrhunderts in steigendem Maße der Madjarisierung erlagen. Erst um die Jahrhundert-



wende gelingt es wenigen bewußt deutschen Männern, diese Entwicklung aufzuhalten. Der Weltkrieg bringt dann das völkische Erwachen voll und ganz zum Durchbruch. Zur Wahrung der Rechte des ungarländischen Deutschums entsteht 1918 der „Deutsche Volksrat in Ungarn“. Die ungarische Regierung selbst achtete die Rechte der in ihrem Staat lebenden Volksgruppen. Ein „Deutsches Autonomiegesetz“ entstand, dessen wichtigster Satz den Deutschen zugestand, überall als eine „einheitliche Nation“ aufzutreten. Damals wurde der Hochschullehrer Jakob Bleyer Nationalitätenminister — es ist seinem Einwirken zu verdanken, daß die deutsche Volksgruppe geschlossen den Kampf gegen die jüdisch-bolschewistische Regierung Bela Kuhns mitmachte.

Es sind leider die Versprechungen, die in den ersten Jahren der deutschen Volksgruppe gemacht wurden, nicht eingehalten worden. Es kam zu keinen grundlegenden Änderungen in der Frage der Schulpolitik. Die Namensmadjarisierung nahm ihren Fortgang. Die innere Entwicklung der Volksgruppe wurde durch zahllose behördliche Schikanemaßnahmen gehemmt. Als zudem die Leitung des „Ungarländisch-Deutschen Volksbildungsvereins“ nach dem Tode Bleyers in die Hände eines Mannes überging, dessen deutsche Haltung mehr als umstritten war, der zumindest enge Bin-

dungen zu jüdischen Kreisen besaß, mußte der völkisch bewußte Teil des Deutschums die einzig möglichen Konsequenzen ziehen und zwischen sich und der Leitung des U D V. einen deutlichen Trennungsschritt ziehen. Es entstand die Volksdeutsche Kameradschaft unter der Führung von Dr. Franz Basch. Der Schritt blieb in der Volksgruppe nicht unverstanden. Von allen Seiten stieß die deutsche Jugend zur Bewegung Baschs. Mag ihr auch bisher jede organisatorische Zusammenfassung verwehrt geblieben sein — stärker als die vereinsmäßigen Bindungen war die Bindung durch die Idee.

+

Mit dieser Entwicklung übernimmt der Volksbund der Deutschen in Ungarn das Werk, das seit Bleyers Tode fremde Elemente für sich zu beanspruchen versuchten, das Werk der völkischen Erhaltung des Deutschums. Die wichtigsten Punkte des Kulturprogramms der neuen deutschen Organisation sind: freie Organisationsfähigkeit in allen Siedlungsgebieten, Anerkennung der Volksgemeinschaft als Rechtspersönlichkeit, Lösung der Schulfrage, ferner Zulassung von deutschen Tages- und Wochenzeitungen und allenfalls die Zusammenfassung aller Deutschen in einer großen politischen Partei.

## Einige deutsche Volksgruppe in Jugoslawien

Vor 20 Jahren haben sich Serben, Kroaten und Slowenen zu einem gemeinsamen Staat, Jugoslawien, zusammengeschlossen. Der in ganz Jugoslawien feierlichst begangene 20. Jahrestag der Staatswerdung ist auch für die deutsche Volksgruppe Jugoslawiens von besonderer Bedeutung. In Anerkennung der nationalen Belange und Interessen der Volksgruppe hat Ministerpräsident Stojadinowitsch auch Vertreter der deutschen Volksgruppe in die Regierungsliste aufgenommen. Als Kandidaten stehen auf der Regierungsliste der Schriftleiter Franz Hamm, der Rechtsanwalt Ludwig Reks, Prof. Dr. Josef Trischler, der Landmann Anton Fleith und der Arzt Dr. Karl Wolf. Die Herausstellung dieser deutschen Männer für

die Regierungsliste ist vom Ministerpräsidenten Stojadinowitsch bereits als volksdeutsche Wahl anerkannt worden.

Mit einer deutschen Volksvertretung in der Skupschtina bricht für das Deutschum in Jugoslawien eine neue Ära wirtschaftlicher und kultureller Entwicklung an. Sie scheint um so erfolversprechender, als sie im Zeichen der Einigung der deutschen Volksgruppe Jugoslawiens steht. Diese Einigung ist neuerdings durch den Zusammenschluß aller Deutschumsgruppen auf kulturellem und sozialem Gebiet im Schwäbisch-Deutschen Kulturbund Tassache geworden.

Die Wahl der nichtdeutschen Kandidaten auf der Regierungsliste, die in der Haupt-

fache auf deutschfreundliche Vertreter der Radikalen Partei des Ministerpräsidenten entfiel, bietet die Gewähr dafür, daß von seiten der Regierung auch weiterhin alles geschieht wird, um das Zusammenleben der deutschen Volksgruppe mit dem Staatsvolke

auf eine denkbar freundschaftliche Basis zu stellen. In dieser Gewißheit wird der 20. Jahrestag des Bestehens des jugoslawischen Staates auch für die deutsche Volksgruppe ein Freudentag sein.

P.D.D.

## „Eure Erben wollen wir sein!“

### Die deutsche Volksgruppe Lettlands gedachte der Landes- mehrgründung

Vor 20 Jahren beschlossen die Männer des Baltischen Deutschen Nationalrates, der damals alle Deutschen Livlands und Kurlands vertrat, aus sämtlichen wehrfähigen deutschen Männern eine Truppe zu bilden, die sich den aus Norden und Nordosten herandrückenden bolschewistischen Horden entgegenstellen sollte. Wohl gab es damals noch reichsdeutsche Truppen im Lande, aber sie waren demoralisiert und trugen zudem — von allen wahren Führern entblößt — die Sehnsucht in sich, möglichst schnell in die Heimat zu gelangen. Die Letten regten sich ebenfalls nicht: erst Wochen nach der Gründung der Baltischen Landeswehr rafften sich die nationalen Männer des lettischen Volkstums auf und taten es den Deutschen nach.

Der Aufruf des Deutschen Nationalrates wurde am 11. November 1918 an die Anschlagssäulen und Häuserwände Rigas geheset. Eine Rekrutierung kam nicht in Frage, denn die vollziehende Gewalt befand sich damals noch in den Händen des reichsdeutschen Oberkommandos, das aber nicht mehr in der Lage war, eine Zwangsaushebung durchzuführen. Infolgedessen waren die Männer und Jünglinge, die sich nach dem 11. November 1918 in die Listen der Werbestellen eintragen ließen, durchweg Freiwillige. Vor ihnen lag das Grauen und die Not, denn im Osten stand der Feind des Deutschen, der mordende Bolschewist und aus dem Mutterland konnte keine Hilfe kommen, weil dort selber am 9. November die Revolte ausgebrochen war. Und trotzdem kamen sie Mann für Mann, weil sie Deutsche waren und ihre deutsche Sendung in sich fühlten. Wohl verliefen die ersten Kämpfe unglücklich, denn die Truppe der neugeformten Baltischen Landeswehr war schon nach zwei, drei Wochen kurzer, höchst mangel-

hafter Ausbildung vor den Feind gekommen. Riga wurde ausgegeben, Mitau, Tuckum, Goldingen, Bauske. Aber an der Windaulinie stabilisierte sich die Front und nachdem eine durchgreifende Reorganisierung der einzelnen Formationen stattgefunden hatte, nachdem auch reichsdeutsche Kameraden — ungeachtet der Proteste und Drohungen der Berliner Machthaber — die „Eiserne Division“ gebildet hatten, nachdem sich auch ein Häuflein nationaler Letten unter Oberst K o l p a t den Deutschen angeschlossen hatte, begann der Gegenangriff. Er geschah mit einer Wucht, mit einem gläubigen Fanatismus, die unbewingbar waren. Die zehnfache rote Übermacht ergriff die Flucht. Goldingen fiel, Tuckum, Bauske, Mitau und endlich, am 22. Mai 1919, R i g a, die deutsche Stadt an der Düna. Der Jubel kamte keine Grenzen.

Doch die deutschen Hoffnungen erfüllten sich nicht! Inzwischen war der lettländische Staat gegründet worden, und — die Entente schützte ihn. Wären aber die Helden der Baltischen Landeswehr nicht gewesen, so gäbe es heute kein freies Lettland!

Vor kurzem fanden sich nun im Festsaal des Rigaer Deutschen Bürgervereins über 2000 Deutsche zusammen, um in einer Feierstunde jenes Novembers vor zwanzig Jahren zu gedenken, als Rotmord vor den Toren Rigas stand. Unzählige Volksgenossen fanden keinen Zutritt mehr zu den Räumen, sie waren bis auf den letzten Platz besetzt. Überall sah man am Rock das Ehrenzeichen der Landeswehr oder auch das Abzeichen ihres „Stoßtrupps“, dessen Führer Hans von M a n t e u s s e l beim Sturm auf Riga fiel. Aber nicht nur jene Männer waren erschienen, die damals gegen die Sowjetmacht kämpften, nicht nur ihre Frauen, die ihnen das Los



hatten ertragen helfen, sondern in großen Blocks standen auch an den Längsseiten des Raumes die Formationen der Deutschen Jungenschaft und der Deutschen Mannschaft, Jungen und Männer, die damals noch zu jung zum Kämpfen waren oder noch gar nicht das Licht der Welt erblickt hatten. Heiliger Ernst lag auf ihren Gesichtern, und jeder im Saale war sich dessen bewußt, daß sie, die dort die Wache hielten, jeden Augenblick bereit wären, ihr Leben zu opfern.

Die erste Ansprache hielt der derzeitige Verbandsführer des Baltischen Landeswehrvereins, der ehemalige Stabschef der LW., Wolfert von Rahden. Seine ersten Worte klangen aus in den: „Nun ehret die Toten!“, worauf das Lied vom guten Kameraden erklang. Darauf ergriff der Präsident der Deutsch-Baltischen Volksgemeinschaft, Erich Mü n d e l, vor zwanzig Jahren Soldat in den Reihen der Landeswehr, das Wort: „Die Landeswehr hat durch ihren restlosen Einsatz uns Deutschen aufs neue die Heimat

er kämpft, sie hat durch ihr Blut unser Recht auf die Heimat neu besiegelt!“

Die Singschar der Deutschen Jungenschaft, Standort Riga, steht im Licht der Scheinwerfer. „Nicht umsonst habt ihr gestritten!“, heißt es im Lied, das die Jungen in den weißen Hemden sangen, die frischen Stimmen klingen hell und gläubig durch den Raum, Freude zeigt sich auf den Gesichtern derer, die im Saale sind: die deutsche Jugend im Baltensland ist der Toten würdig. Die Feierstunde klang aus im gemeinsam gesungenen Niederländischen Dankgebet, das damals am 22. Mai 1919, am Tag der Befreiung Rigas, von den Deutschen zum ersten Male voller Inbrunst gesungen wurde. „Herr, mach uns frei!“

Unter den Ehrengästen sah man u. a. den Deutschen Gesandten in Riga, Minister von Schack und den stellv. Landesleiter der NSDAP., ferner auch einen Vertreter des lettländischen Kriegsministers. Die Polizei verhielt sich korrekt. P.D.D.

## „Östlicher Geist?“

Genau so zu verwerfen wie die schematischen Erklärungen über den „westlichen“ ist . . . die Hervorhebung des sogenannten „östlichen Geistes“, der gegen den westlichen ins Feld geführt wird, und zu dem sich eine große Anzahl auch nationalistischer Deutschen bekennt, ohne tiefere Vorstellungen von diesem östlichen Geist zu besitzen. Der ganze Osten ist durchaus mannigfaltig; hier wird man von einem russischen Charakter sprechen müssen, von den germanisierten Staaten Finnland, Estland und Lettland, wobei auch Polen seine klar umrissenen Eigenheiten entwickelt hat. Innerhalb Rußlands selbst wieder ringen eine Menge orientalischer Völker gegen die überlieferten Formen des germanisierten Staates. Diese Bewegungen des Rassenchaos kann man nur im Zusammenhang mit der bolschewistischen Bewegung restlos begreifen, und es ist kein Zufall, wenn hier Tartaro-Kalmücken wie Lenin, Juden wie Trotzki und Kaukasier wie Stalin abwechselnd zur Herrschaft gelangen. Außerdem steht der ukrainische Süden gegen das Großrußentum in schärfster Abwehrstellung und bietet mit weiteren sieben Millionen eine beachtenswerte autonomistische Gruppe in Polen. Alle diese blutmäßig oft sehr verschiedenen Ströme mit einem schematischen Wort „östlicher Geist“ abzutun und dieses blutlose Wort dann in die praktische Politik einzuführen, würde die Zerstörung aller organischen Versuche einer deutschen Außenpolitik bedeuten.

Alfred Rosenberg

## Du mußt wissen, Daß . . . .

. . . . die Masuren, die Bevölkerung des südlichen Ostpreußen, zu den treuesten Söhnen des Deutschtums im Osten gehören. In der auf Betreiben der Polen im Versailler Diktat angefügten und am 11. Juli 1920 durchgeführten Volksabstimmung erklärten sich in den masurischen Kreisen 99,3 v. H. der Bevölkerung, im gesamten Abstimmungsgebiet (einschließlich der ermländischen Kreise) 97,5 v. H. für Deutschland!

+

. . . . das Masurentum aus einer Verschmelzung dreier Volkselemente, des alteingesessenen Ostpreußentums, deutscher Kolonisatoren und masovischer Siedler aus dem benachbarten polnischen Herzogtum Masovien, entstanden ist. Umgangssprache ist der von zahlreichen deutschen Sprachelementen durchsetzte primitive polnische Dialekt der Masovier. Dieses ursprüngliche Masurentum wurde bereits im Jahre 1656 durch den Einbruch der Tataren in seiner Volkskraft gebrochen und ist seitdem durch ständige Einwanderung aus rein deutschen Teilen der Provinz immer stärker durchsetzt worden.

+

. . . . die Landschaft Masurens vom ersten Anfang an stets zum Gebiet des Ordensstaates gehörte. Die Südgrenze Ostpreußens gegen Polen ist stets so verlaufen, wie sie noch im

Jahre 1919 bestand. Sie ist erst durch den Versailler Vertrag durch die abstimmungslose Abtrennung des Soldauer Gebietes zerschlagen worden.

+

. . . . die in langer, allmählicher Entwicklung erfolgte Eindeutschung im Jahre 1910 bereits so weit gediehen war, daß von den rund 600 000 Einwohnern der Landschaft Masuren nur noch 172 080 Masurisch als Muttersprache angaben, während sich 12 727 als zweisprachig (Deutsch und Masurisch) bezeichneten. Im Jahre 1925 waren es sogar nur noch 43 064 Masurischsprachige und 26 714 Zweisprachige.

+

Du mußt also wissen, daß es so etwas wie eine „Masurenfrage“ nicht gibt und überhaupt nie gegeben hat. Es gibt zwar in Ostpreußen eine zahlenmäßig winzige polnische Minderheit, die Masuren aber verwahren sich mit aller Schärfe dagegen, als eine „masurische Minderheit“ betrachtet zu werden. Sie haben sich dieses Recht durch ihr Bekenntnis zum Deutschtum im Jahre 1920 erworben. Die Masurenfrage ist in den achtziger Jahren von polnischer Seite erfunden und vor kurzer Zeit durch den berüchtigten Waichowicz wieder aufgewärmt worden, in der Hoffnung, auf diesem Umwege einen polnischen Anspruch auf Ostpreußen zu konstruieren.

Wir verweisen auf den beiliegenden Bücher-Prospekt des Holzner-Verlages Tilsit.



# Drei Danziger Dichter

künden vom Deutschtum im Osten

Martin Dausß

An dem großen Strom Gedichte G. 2,80

Erich Post

Im alten Hof Erzählungen und Gedichte G. 2,20

Wolfgang Federan

Der ungerechte Bürgermeister

Danziger Novellen mit Illustrationen von Gotthard Schulz G. 2,80



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

**U. W. Kafemann G. m. b. H.**

Verlagsbuchhandlung, Danzig.

Verlangen Sie bitte unser ausführliches Verlagsverzeichnis

# Danziger Wirtschaftszeitung

Informationsorgan für alle Gebiete der osteuropäischen Wirtschaft mit den ständigen Beilagen: „Die Fachgruppe“ und „Danziger Juristenzeitung“. Erscheint halbmonatlich.

Herausgeber: Industrie- und Handelskammer zu Danzig  
Verlag: „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig

# GAS

und

# Elektrizität

sind billig, sauber und  
stets betriebsbereit

## Städtische Werke Danzig



*HABEN SEIT JAHRZEHNTEIN WELTRUF!  
VERLANGEN SIE STETS AUSDRÜCKLICH*

**Dr. OETKER'S ERZEUGNISSE**

Vertreter: Gerhard Neckritz, Danzig, Am Winterplatz 14, Telefon Nr. 21236



**Wolf Herrmann**

Inh.: **WALTHER SCHOENBERG**

**Berlin - Charlottenburg 4, Leibnizstraße 60**

Gegründet 1877. Telefon: C 2, Charlottenburg 1848-51

Telegr.-Adr.: Forstbetrieb

**Schwellen, Masten und  
Stangen, Schnittmaterial**



**Schenkt zu Weihnachten**

ein Abonnement auf die Zeitschrift

# Der Deutsche im Osten

Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen entgegen

Die Nummern 1 bis 8 werden auf Wunsch nachgeliefert!

Herausgeber: Wilhelm Zarste

unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau und Dr. Karl Hans Fuchs-Danzig.

Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamthalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 40. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Auslieferung: Danziger Vorposten-Buchhandlung, Danzig, Jopengasse 11.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Vorstädtischer Graben 40 erbeten.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Preis des Einzelheftes: 1,50 RM (D. 1,50)

Bezugspreis: 3,50 RM vierteljährlich (D. 4,- vierteljährlich).